



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 76.
Redakteur: Ernst Schuberth in Stuttgart.

Inhalt: „Von zarter Hand“ Roman von Johannes Nibard zur Wegebe (Fortsetzung). — Sprüche von A. Gier. — Aus dem Schichtenmalde von G. D. — Der Planet Jupiter ein großer Gnomm am 20. März 1898. von Josef M. Ehrlich. — Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben, von Franz Hoffmann-Fallersleben. — „Linfelbeinisch“ Novelle von Hermine Bittlinger (Fortsetzung). — Die deutsche Milchwirtschaft in der

Gegenwart, von H. W. — Moderne Kritik, Gedichte von Elisabeth Weller-Schmidt, Robert Waldmüller, Maximilian Wern und Vili Grunke. — Die Violin-Klavier-Sonate, von G. Wittling. — Schach. — Aus Zeit und Leben: Friedrich Hermann von Spanu, der neue Herrschliche Wartensteinmann. — Der nordamerikanische Panzerkreuzer „Maine“. — Märchen. — Urmahnen. — Briefkasten.

Abbildungen: Fürst Bismarck (am 1. April). — Aus dem Schichtenmalde, aus Abteilungen. — Der Planet Jupiter, zwei Abbildungen. — Bericht und Wapenogramm des Hofmann von Fallersleben. — Vögelbrüder, nach dem Gemälde von E. Schmalzer. — Die deutsche Milchwirtschaft in der Gegenwart, aus Abteilungen. — Aus Zeit und Leben: Friedrich Hermann von Spanu. — Die im Daten von Quana untergegangene Panzerkreuzer „Maine“.

Von zarter Hand.

Roman von
Johannes Nibard zur Wegebe.

VII.

Ich will nichts mit der Frau zu schaffen haben — auch nichts mit der Familie. Dennoch thue ich, was sie befiehlt. Ich gehe sogar mit nach der Händelstraße. Nicht etwa, weil der königliche Raden den Sklaven doch immer wieder zur Empörung reizte! — auch der süße Wille in Madames bläulichen Augen ist die Macht nicht. — Nein, sie nimmt mich einfach mit wie man einen Schuljungen mitnimmt, zu dem man freundlich sagt: „Du bist ein eigenwilliger Junge — aber ein netter Junge — und so vernünftig! Nicht wahr, du thust der Tante den Gefallen, die es so gut mit dir meint?“

Diese Dame mit der charakterlosen Linie und Beau d'Espagne überredet mich nie — überzeugt mich stets. Und es fehlt auch jetzt nur wenig, und ich sagte ihr ehrlich: „Ja, Gnädigste, ich bin ein dummer Junge. Nehmen Sie sich auch künftig meiner an...“ — Aber, das ist mich gerade gern vor dieser überlegenen Vernunft beugte? O nein! Ich gehe neben ihr wie ein langhaariger russischer Windhund, lebenswürdig, ergeben und immer auf dem Sprünge, heimtückisch nach der schmalen, weißen Hand zu schnappen, die mich klingelt. In der Korridorhür müssen wir lange klingeln. Der tadellose Diener hat Gentlemansgepflogenheiten, ist niemals da.

wenn man ihn braucht, und erscheint nur, um Trinkgelber in Empfang zu nehmen. Das Alpferd ist sicher zu Hause, würde aber auch auf die Poissanne des jüngsten Gerichts nicht reagieren, geschweige

denn auf diese sanfte elektrische Mahnung. Endlich erscheint die Kornblumensee etwas verlegen, behauptet, nichts gehört zu haben. Ich werfe Madame einen halben Blick zu, der sagen soll: Das ist also die Niesenheilsucht?

Die Gnädige versteht auch sofort. Ein gleichfalls halbes, etwas gestiffenes Lächeln: „Eitel wird Versuch haben. — Nicht wahr, Eitel?“

Serner, denke ich; er ist ja jetzt enfant gâté. Madame, die den weichen Herrtentum auf dem Spiegelstisch keines Blickes gewürdigt hat, weiß das besser. „Es wird wahrscheinlich eine von den zweifelhaften Bekanntschaften meiner Tochter sein — ich fürchte, die zweifelhafteste.“ Sie sagt es ruhig, fast lebenswürdig. Hier ist es nicht der Ton, der die Musik macht.

Der Kleinen ist das Blut in die Wangen geschossen. Sie zittert — nicht vor Furcht. Auch diese Unschuldsaugen können in kalter Feindschaft blitzen. Ob sich Mutter und Tochter so sehr lieben? — Aus der vibrierenden spröden Mädchenstimme höre ich ganz andre Gefühle heraus — vielleicht noch schlummernd, unbewußt... Wunde Eitel, wenn du mehr Rasse hättest als deine schöne Schwester! — „In meinem Zimmer empfangen ich, wenn ich will, Mama,“ sagt sie kurz.

Das charakteristische leichte Kachelzucken — der gewisse leere, lebenswürdige Blick — die Gnädige wünscht keine häuslichen Szenen. „Dann wirst du uns zu deinem Unbekannten führen, liebes Kind... Vielleicht ein Freund von Ihnen,



Nach der letzten photographischen Aufnahme (1896) von Karl Fein in München.

Fürst Bismarck. (Zum 1. April.)

Herr Graf." Wie falsch können Sie lächeln, Madame!

Ethel mit ihrer ungeheuren Grazie führt. Heute ist's das erste Mal, daß ich ihr Zimmer betrete — ausgenommen, als es zur Herrensarderober begrabert war. Es giebt noch Altwissende, Madame gehört zu ihnen. Es ist thätlich Ethels zweifelhafteste Bekanntschaft: Herr von Jaromir. Etwas hoffert bin ich auch. Aber das ist ja der Segen des Monocles: jede Bewegung sieht dahinter gezwungen aus. — „Na, wie geht's, Herr von Jaromir? Famos, daß man Sie mal wieder sieht!“ sage ich. Absichtlich lege ich mehr Herzlichkeit in diese Begrüßung, — wie ich fühle, der blonden Ethel zu liebe. Auch Madame soll merken, daß Graf Caron, der halbe Rasis-Laes, der wahre Aristokrat ist. Wenn man jemand überhaupt auf dem Parkett begrüßt, so begrüßt man ihn als seinesgleichen, und je herzlicher, je tiefer er steht. Hat Madame diese Lehre nötig? — Es giebt Parketts, die so spiegelglatt sind, daß auch ich darauf ausruhen könnte — für Madame giebt es diese Parketts nicht.

Sie reißt ihm die Hand genau so höflich, wie sie mir gereicht wird; sie lächelt sogar, zeigt eine lebenswürdige Liebererzählungsmaße. „Aber wer hätte gerade Sie vermutet, Herr von Jaromir! Meine Tochter hat so merkwürdige Annäherungen, daß ich auf etwas Unglaubliches gefaßt war — den Kaiser von China oder den Scharfrichter von Berlin; beide Bekanntschaften würde Ethel mit demselben Hochgenuss kultivieren. . . Nicht wahr, Sie sind auch etwas unfreiwillig hier?“

„Aber, gnädige Frau!“ Jaromir dienert verlegen. Doch die Kornblumenfee springt sofort rechts in die Verlängerung. „O, sagen Sie es nur ruhig, Herr Lieutenant, wie es war! . . . Denken Sie, Herr Graf, ich begegne ihm in der Leipzigerstraße ganz zufällig . . . er mußte sich lange bestimmen, ehe er mich wieder erkannte. Und da mußte er mir einige Schaufenster zeigen. Dann war er so lebenswürdig, mich bis zu unsrer Wohnung zu begleiten. Mit heraus wollte er allerdings nicht! Und das wollte ich nun wieder . . . Nicht wahr, Herr von Jaromir?“

Der gute Junge verneigt sich bei jedem Worte aus diesem Auenmunde, ihm ist's Wahrheit, selbst wenn es die tollste Lüge wäre, weil er sich an dem Klang schon so bewußt, daß er den Sinn gar nicht mehr versteht. Die Kornblumenfee überträgt ein wenig nach unten. Wie ich sie kenne, hat sie ihn in der Leipzigerstraße von irgend einem Omnibusverderb gebieterisch heruntergewinkt. Daß er nicht sofort im Kopp sprung auf dem Asphalt ankam, ist mir unerklärlich. Und darauf hat sie wahrscheinlich den leichtsinnigen Wunsch geäußert, auch mal so hoch oben durch Berlin zu rattern und von da die Sünde der Menschheit verächtlich zu kontrollieren. Aber leider ist er ohnmächtig gegen die Verkehrsordnung. Verzweifelt genug mag der kleine Kerl ausgehen haben, als er den sündigen Wunsch ihres Nergens nicht befriedigen konnte. Das that ihr wiederum leid, darum ist sie mit ihm durch Berlin gekummelt, hat ihm allerlei unberechtigte Freundschaften getagt und ihn damit wieder so verliebt gemacht, daß er sich bis hierher in die Höhle des Löwen traute. Er hatte einen eifrigeren Empfang erwartet, ist angenehm enttäuscht. Frau Ethel von Jaromir scheint ihm keine sehr ferne Möglichkeit.

Wenn du vorhin mit mir im Korridor gestanden hättest, mein Lieber, würde dir die Möglichkeit etwas vager vorkommen. Du würdest dann auch vielleicht erkennen, daß Madame Le Fort, die mit so hinreichend falschem Lächeln sagt: „Meine Herren, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muß noch einmal ans Telefon.“ Sie bleiben doch selbstverständlich zu Abend?“ — nur die Einladung auf mich gemüht hat und im Grunde über die mißratene Tochter köhnt, weil ihrerwegen der kleine Mann mit dem Atom Glanz an den Ellbogen das Haus mit seiner unerwünschten Gegenwart beherr.

Warum dem Kleinen die Mufflon rauben? — Ist's wieder nur die lebenswürdige Schwäche, die meine Lippen zu einem herzlichen Lächeln kränfelt? Oder ist's diesmal mehr — die wirkliche Güte einer nicht gewöhnlichen Natur, die auch nicht durch mein Vortreiben zu Grunde gerichtet werden kann? — Ich bin keine zwei Jahre älter als Jaromir (er wird wohl auch seine Stummheitserfahrungen

in puncto feminae hinter sich haben); aber ich komme mir so alt, so verbraucht diesen beiden gegenüber vor. Ich habe Dutzendgefäße für sie, auch etwas Neid ist dabei. Warum zerfiel bei all meinen Liebelien die häßliche Abficht immer den schönen Traum? Warum strecke ich nicht noch in der zwölften Stunde die Hand nach dieser Perle hier aus? Für mich war's ein Griff. Und der Versicherungsagent? . . . Ihm dünkt die Perle so nahe, sie glänzt ihm so hell! — Du täuschst dich, mein Lieber, sie liegt in bodenloser Meerestiefe; so verwegend du auch danach tauchst, du könntest nur bei dem Tauchen untergehen. Das ist ja das Zeltfame, das unsagbar Dumme in fast jedem Schicksal, daß die Perle, die jeder sucht, jedem auf bodenloser Meerestiefe glänzt. Sieh mal, Agent, die Blonche ist so entzündend! Und doch mußt diese Erkenntnis weder dir noch mir etwas.

Es ist ein Kleinod von einem Jungfernzimmer, in das uns die Kleine geführt hat, hellblau, alles weich, die Fontenills niedrig, bequem, einladend zu reizendem Traum. Auf dem Puppensofa liegt noch zerkauschelt, süß verdrückt der Terracottapuff, in den sich das Goldhaar einzunähen liebt. Und eine so köstliche Unordnung herrscht in dem Raum, eine bizarre Laune, die den englischen Schreibtisch mit Legionen von Meißener Nähnähen bevölkert und dann, die galanten Schächer, die schmachtenden Schächerinnen zu zerstreuen, ein Gefensentalsbein zwischen diese Kokosspielerien gestülend. Die diesen Troddeln der Präfektur des Mittelalters schleifen bis auf den Boden — Ethel hat sich gemüht gefühlt, sie stundenlang zu malträtieren, daß man ganz deutlich die Spuren des reizenden Fußes auf dem abgeschweerten Stoffe gewahrt. Sie hat einen Bergmehlmehlstrauß achlos über dem Smyrnatoppich zerblättert, und hinter der Gardine schaut ein Saffianpantioffel sehnsüchtig nach seinem andern Kameraden auf — dem Nippstisch; Ethel hat mit ihm einen schiefen Wüdnagel noch schiefere geklopft.

Bedenken würden aus dem allen eine vernichtende Kritik über den Charakter der jungen Dame fallen. Hier bin ich der schärfere Beobachter und thue nicht desgleichen. Die Kornblumenfee hat die Laune der Anmut und der überanellenden Jugend, sie verläßt die jüngerlich zimperliche Ordnung, die Eigenart sein soll und nur Nübellement ist. Sie ist weder unordentlich noch losset noch flatterhaft — sie hat nur eine unüberwindliche Abneigung gegen die kalte Pose des Reichthums und der Korrektheit überhaupt.

Und das ist es, was dieses kleine Zimmer so pikant duftig und charakteristisch macht. Ich bin so gern in diesem Raum! . . . Thatsächlich bin ich aber gar nicht bin. Das immer der Grünängigen schwebt mir vor, das kalte Boudoir, wo der königliche Nacken seine Eigenart zu zeigen verknüht. Eigentlich ist es ein häßliches Boudoir, und die Gedanken, die ich darin gedacht, waren auch immer häßlich. — Ich liebe die Grünängigen nicht, ich hasse sie wohl auch nicht . . . dennoch sehe ich gerade jetzt auf dem silberwüdnigen Tischbrenfel die schöne Gestalt ohne Hülle und wie feinen Nebel darüber stutend den Adel, die kalte Vornehmheit, die den grünen Augen entströmt und mir die Sinne kühlt. Der rote Nacken des Polariters drüht, die riesigen Zähne festchen: Mühe sie nicht an! . . .

So ein Meidich bin ich nun. Der Jauber feuchter Jugend, der die Kornblumenfee umgiebt, vermag mich nicht zu halten, ich bin weiter — ich will mehr — ich will etwas Schlechtes.

Der kleine Versicherungsagent, der die Gegenwart so voll genießt und das Boudoir wie den bizarren Rahmen eines kostbaren Bildes betrachtet, thäte besser, kühl zu sein wie ich, an die achtzig Mark Monatsentnahme zu denken und sein elendes Chambregarnie. Die blonde Fee ist ja doch nicht für ihn da.

Das Schicksal beschert ihm auch die nötige Ernüchterung. Die elektrische Glocke schrillt. Eine längere Zwiegespräche zwischen dem Tadellosen und einem Fremden scheint vor sich zu gehen, in die ich zuletzt mit lächelnden Tönen die Gnädige mischt: „Ah, Herr von Bomulander . . . das ist ja reizend!“

„Der Schnapsbaron.“ sage ich kühl. In dem Augenblick ist aber auch schon die kleine Ethel aufgesprungen.

„Meine Herren, wollen wir nicht lieber in den Salon gehen? . . . Es ist hier zu eng.“

Und schon ist sie weg. Jaromir ist etwas betreten; denn die Kornblumenfee ist stark rosig angehaucht. Wir folgen langsam, indem ich den Kleinen unter dem Arm nehme. „Keine Angst, Jaromir! Sie haben in der Affaire keinen besseren Facemacher als den Schnapsbaron.“

Auch ich sehe Herrn Bomulander zum erstenmal wieder, martlere völliges Unbekanntsein, bin fabelhaft erkaunt, daß er mich wiedererkennt. „Aber ich bitte Sie, Herr Graf . . . 6. Garde-Infan. . .“ „Ah so! 23. Husar . . . Herr Bomulander, nicht wahr?“

Jaromir wurde bei der Vorstellung vergessen. Es war zufällig, ganz zufällig, wenigstens versichern das Madames blaßblaue Augen, als ich das Versehen nachhole und sage: „Herr Lieutenant von Jaromir . . .“ Ich füge leichtbin: „ein Freund von mir“ hinzu.

Die Gnädige sah mich dabei von der Seite an, aber die Blonche rief mich kurz darauf in eine Ecke und sagte in ihrer reizenden Naivität: „Sie sind so feinfühlig, Herr Graf . . . Und mich konnten Sie so lange allein lassen?“

Was soll ich darauf sagen? Ich läge von Verwundung wegen oft — hier habe ich keine Lust dazu und verbeuge mich nur. Etwas abel nimmt es mir die Kleine doch, daß ihre Zauberei so magisch ist an mir. Und so ganz ohne Zauber verzeigt mir der Abend.

Wir essen kalt, vorzüglich, die Desskateffen ohne Aufdringlichkeit, die Weine à discretion, der Thee von Madame selbst zubereitet. Das gesellschaftliche Nie-zu-viel ist, was die Le Fort so famos heraus hat. Das Nilpferd läßt sich mit Arbeitsüberbürdung entschuldigen.

„Ach wie schade!“ — „Ihr armer Herr Gemahl!“ Wenn das ehrlich gemeint war, so giebt's überhaupt keine Lügner mehr.

Ich füge neben der Gnädigen, Bomulander neben Ethel. Wenn Jaromir sich unter den Tisch begeben würde, thäte er Madame Le Fort einen Gefallen. Aber er thut es nicht. Er bewegt sich ganz frei und sicher. Bomulander mit seiner Talmisfeinheit kann dem früheren Aktiven natürlich nicht imponieren.

„Darf ich mich gestatten, Herr Graf! . . .“ „Prosit, Herr Kamerad!“ Dabei inspiert der Schnapsbaron Jaromits schwarzes Jackett wie ein Tuchfreier. Die Neigung zur Malice spielt auf seinem Auge, halbfeinliche Gesichte. Aber in Ethels Augen ist ein so eigentümliches feindliches Leuchten, und von mir abht er, daß auch nur die Anbeutung einer solchen Taktlosigkeit ihm die Frage nach dem Schnaps seines Vaters eintragen würde. Ich würde es ganz sicher thun! — Ich habe nun einmal Achtung vor dem kleinen Kerl, dem Jaromir. Wie er es fertig brachte, in einer Gesellschaft von Gardebataillonen, Diplomaten und Nichtsthurnen von der ehrlichen Arbeit selbst bei der Straßenreinigung als etwas gentlemanlich zu sprechen, ohne herausgewimmelt zu werden, ja ohne ein Atom von Achtung einzubüßen — so spricht der Mensch hier ganz ungeniert von seiner Carriere, von seiner Wohnung, von seinem Gehalt von achtzig Mark. „Es ist blutwenig . . . immerhin . . . ich komme damit doch aus. Und das ist sehr dankenswert.“

„O, ganz gewiß, sehr dankenswert!“ Madame stir auf Kohlen wegen dieser Bekanntschaft.

„Mehr ist jedenfalls besser.“ erklärt mit vor-sichtiger Ironie Bomulander.

„Ehrliche Arbeit wird selten gut bezahlt.“ Diese Maxime sprechen Graf Caron aus. Gräßliche Gnaden haben ein durch Sachkenntnis ungetrübtes Urteil.

„Hatten Sie es für anständiger, nur von seinen Renten zu leben?“ Die blonde Ethel kann sehr maßlos sein! Noch eine Bemerkung herart vom Schnapsbaron, und sie interpelliert ihn statt meiner wegen der Verdienste seiner Vorfahren um die Volkswohlfahrt.

Madame kennt ihre Tochter und lenkt ein: „Sie arbeiten in einem großen Hause, Herr von Jaromir? — Feuerversicherung?“

„Nein, gnädige Frau, Leben. Wir sind eine Art Humanitätsanstalt, und wenn alle Menschen ewig lebten, hätten wir nichts dagegen . . . Ich spreche immer von mir, ich selbst bin vorläufig nur ein Stück Kopsit, und auch das nur (Sie gestatten,

daß ich auf Ihr Wohl trinke, Herr Graf, weil sich ein Freund meiner zur rechten Zeit erdarunte.“

„Nenne ich ihn?“ fragt die Kornblumenfee.
„O ja,“ erwidert Jaromir. Ein warmer Blick der warmen Mädchenaugen trifft mich.

Auf eine Sekunde zuckt es auch in Madame Le Forts Augen auf — hell, scharf.

Ich verstehe dies Weib mal wieder nicht! — „Aber das ist ja sehr interessant, Herr von Jaromir... schon diese Sterblichkeitstabellen der Menschheit, auf die Sie sich stützen müssen...“

„Wie man's nimmt, gnädige Frau,“ repliziert launig Jaromir.

„Sie haben natürlich große Ansätze? Leute, die sich sehr hoch verschieren, sehr bald sterben?“
„Ja, auch Selbstmörder, gnädige Frau.“

Madame hält sich die Augen zu. „Sprechen wir nicht davon! So ein zerfurchterter Schädel... in einem blutüberströmten Bett... Nein, nein! — Herr Graf, lächeln Sie, bitte, nicht! Männer, die noch dazu Offiziere sind, mögen das ja für komisch halten...“

Ich lächle weiter. Es ist mir auch ein angenehmer Reiz, die Nerven der Dame mit der charakterlosen Linie so vibrieren zu sehen. „Wenn's nur das Blut ist, das gnädige Frau chokiert... blutige Sachen sehen sich meist brutaler an, als sie sind. Meine Ansichten kennen gnädige Frau ja: ich ziehe das Gift vor.“

Madame hat sich langsam wieder erholt und sieht mich mit eigentümlich scharfem Blick an. „Ihnen macht's wohl Spaß, von Mord und Selbstmord zu sprechen?... Und nicht wahr, Herr von Jaromir, wenn sich einer vergiftet, das merken doch die Metzger ebentugut?“

Der Kleine, an dessen Geschäftskenntnis appelliert wird, fühlt seine Stellung und überdreht toll: „Gibt es natürlich der schlimmste Feind! Bei Selbstmord zählen wir statutengemäß die Versicherungssumme nicht aus — aber bald vor der Mann geistig gestört, bald liegt es im Interesse der Gesellschaft, von der riesengroßen Anzahl sprechen zu machen. Kurz und gut, wir zählen auch dann oft. Bei dem Teufel, wo Vergiftung vorliegen könnte oder vorliegt, müssen wir einfach. Wer's zum Beispiel mit Morphium geschickt anfängt, ist immer geborgen.“

„Also Morphium sei's Panier!“, näselte Bommlunder, der sonst ungenen von seinem Studentenleben spricht, weil das Corps bei seinem Austritt ihm das Band zu geben vergaß.

Madame ist jetzt wieder völlig hergestellt. Und als sie wiederholt: „Also Morphium!“, lächelt sie beinahe maliziös. „Merken Sie sich's, Herr Graf, daß Sie dann sein heraus sind! — Stimmt's auch wirklich, Herr von Jaromir?“

„Unser Vertrauensarzt bejaht es.“
„Nun wollen wir endlich von etwas anderem sprechen,“ schlief Madame.

Es ist wirklich sinnlos, doch die Unterhaltung wiederhole. Mich interessiert nur das seltsame Spiel der Natur. Bei Blut zittert die Gnädige wie ein Kind — bei Gift lächelt sie. Für meine Moral ist es sehr gleichgültig, auf welche Art einer ins Jenseits befördert wird.

Und ich hätte nun so schöne Zeit, über das seltsame Genre von bête humaine nachzudenken, das Madame nun einmal für mich repräsentiert. Da ertönt wieder die elektrische Glocke. Eine Minute später erscheint der Tabellote, um der Gnädigen mitzutellen, daß Fräulein Aha soeben von Meiten zurückgekehrt sei, jedoch nicht zu Tisch erscheinen werde. Sie sei zu müde.
Als ob mir an dem hochmütigen Ding etwas läge! Aber Madame sind darob im Augenblick schlechter Laune. Ein Versuch, mit Wigelen über den Refus hinwegzukommen, macht sie erst recht scharf. „Seien Sie froh, Herr Graf, daß Sie nicht verheiratet sind! Kinder sind undankbar.“

Das ist hart von der Gnädigen. Und ich be-eile mich zu erwidern: „Aber, ich verstehe gnädige Frau nicht ganz, Fräulein Aha wird thatsächlich ermüdet sein.“

„Nennen Sie, Herr Graf? Meiner Ansicht nach ist man nie so müde, um sich durch den Diener entschuldigen zu lassen,“ belehrt sie lähl.

Ich sollte jetzt auch Müdigkeit vorkühen, und die Grünäugige würde in fünf Minuten zur Disposition der Herrschaften sein. Aber einem Frauen-

zimmer das Feld räumen? Nun bleibe ich grade! Es ist wieder der eigensinnige Schuljunge, der zwangsweise auf der Gnädigen Befehl das Haus betreten hat — es jetzt aber durchaus nicht verlassen will.

Es ist Mitternacht, als wir nach einer toll-langweiligen Konversation gehen. Jaromir bleibt bei mir. Der Kleine ist natürlich glücklich, da die Blonde den Bommlunder an canaille behandelt hat. Und wie alle Glücklichen hat er den Wunsch sich mitzuteilen, von der Zukunft zu phantasieren. „Wollen wir nicht noch irgendwo ein Glas Bier trinken, Herr Graf?“

„Ich bin etwas müde.“
„Ah, thun Sie mir doch den Gefallen! Sehen Sie mal...“ er spricht den Satz nicht weiter. Der Glückliche hatte es vollkommen vergessen, daß er Agent, arm, für einen Grafen Garén sehr wenig dekorativ ist. Dessen erinnert er sich im Augenblick.

„Nein, ich bin auch etwas müde...“
Da thut er mir leid, der kleine Kerl, daß er mit seinem geträumten Glück allein in seiner Dachkammer hocken soll. „Ah was, Jaromir, so was muß überwunden werden. Zu einem Schoppen lang's noch. Ich habe bei den roten Sachen lange mitgekneipt.“

„Nein, Herr Graf, es ist wirklich besser so. Ich nehme die Pferdebahn.“
Und er sträubt sich mit der Empfindlichkeit aller hermitagekommenen ausländischen Menschen, bis ich endlich einen Taximeter heranzwinge und ihn gewaltsam hineinspediere. „In Ihrer Gegend wird doch eine Kneipe sein. Sie brauchen sich nichts übermäßig am Schlaf absparen, ich komme auch zu meinem gemächlichen Topf. Zwei Fliegen mit einer Klappe! — Also, Aufseher, Oranienburger Thor!“

Die Droschke rattert ab. Jaromir spricht jetzt noch dagegen: „Da ist wirklich nichts für Sie, Herr Graf, und in die Nachcafés mag ich heut nicht... Aber wenn Sie mir nun durchaus eine Freundlichkeit erweisen wollen...“

„Nunna, nunna, Jaromir! Freundlichkeit ist's nicht, aber Egoismus.“

„So kommen Sie auf einen Grog zu mir in die Auguststraße!“

„Topp!“ Dann haben wir noch am Bestimmungsort einen freundschaftlichen Streit, wer die Droschke bezahlen soll — ich aber schwante den Thaler bereits in der Hand und flog.

Ein Chateau bewohnt der verflozene Jäger nicht. Es ist der typische Berliner Mietshaus im Norden. Im Keller der Getreidekellern oder die blühenden Rosenmattentulsen der Portierwohnung — darüber die endlos aufsteigenden Stockwerke, Fenster an Fenster. Ich kenne eigentlich diese Kellern nur von außen. Sinnlos allerdings bin ich in das Helligkeit getreten, das war als Student im trunkenen Wagemut. Eine schmerzliche Erinnerung habe ich noch: Es war auch da so herum erste Etage — das Bis-a-vis eine Weißbierkneipe mit einer dicken Birnin und zwei brustelnden Droschkenführern. In diesen Drollen kann man den „Bommlunder“ fast geschenkt bekommen. Damals chokerte mich auch nicht der fade Biergeruch und die Plume der Pfalz, die man schon beim Ansehen genoh. Aber am Morgen das Erwachen mit dem wüsten Schädel und dem Kagenjammer — Ah! Drüber hantlierten die Dike und ein Hausknecht im Lokal; der Hausknecht wusch die Senstöpfe mit einem schmutzigen Schwamm ab. Seitdem esse ich keinen Teuf mehr. Wenn mir doch derselbe Abscheu vor dem Pommery extradry beschieden gewesen wäre.

Jaromir schlief mit einem quiesenden Hausschlüssel die Pforte. Der Frühmühtendrenner stammt auf. Nein, die Luft ist man denn doch nicht mehr gewöhnt! Sie ist schwül, dick, wie gelättigt von heißem Staub. Und diese Geräusche! Fabe, süßlich — Scheuerlappen und Moshus laut and half. Es ist wahrlich äußerst höflich von mir, daß ich hier bis zum dritten Stock die teppichlosen, schmierigen Stufen emporksteigen will. Auf dem ersten Abtag giebt's noch ein Messinghild: Cohen, Wollerport. Dann nur noch gedruckte Wiffentarten mit zweifelhafte Studentenzirkeln... stud. chem... med. dent... vet... Es muß unzählige Fakultäten auf den Berliner Hochschulen geben! Etage II ein abgegriffener rosa Karton: Fräulein Nini K. Ich höre wispeln, ein Drucker wird vorsichtig von innen

ins Schlüsselloch gesteckt. — Die Luft in der Höhe ist infernalisch, ein heißes, lautloses Bagillengezwimmel. Jetzt atmet Jaromir auf bei der letzten Etage: „Da wären wir, Herr Graf!“ (Den Grafen könnte er sich hier oben scheuten!)

Eine niedrige Morridorhür mit einem Guckloch... Dann tappen wir uns durch den Gang an der Küchentür vorbei, die mit gelben Gardinen verhängen ist. Ein Mann schnarcht, daneben schwere, gesunde Aengzige, wohl Kinder — von dem Hängeboden fragt eine heitere Frauenstimme: „Sind Sie's, Herr Jaromir?“

„Ja wohl!“
„Soll ich Ihnen morgen früh wieder wecken?“
„Nein, ich danke schön, Frau Schröder.“
„Doch jut! Mein Mann ist doch wiedergekommen. Wiffen Sie et schon?“

„Nein, aber ich gratuliere.“
„Na, ich wech noch nich. Er will ja auch wieder arbeiten. Vorläufig hat er gleich heute wieder einen Kleenen jenommen...“

„Gute Nacht, Frau Schröder!“
„Gute Nacht auch!“ Eine Bettstelle knarrt.

Ich bin glücklich, insolge meiner lautlosen Laichube nicht bemerkt zu sein. Graf Garén in der Luft, in dem Chambragearnie — nicht übel! — Das Nachschreichholz ist im Gelöphen. Wir tasten uns bis zu Jaromirs Thür. Der Kleine zündet die Lampe an, auf der bestaubten Glode steht man die Finger. Er wücht sie mit dem weißen Taschentuch ärgerlich ab: „Schrecklich unordentlich! Aber was kann man bei zehn Mark monatlich mehr verlangen? — Thun Sie dem Sofa die Ehre an, Herr Graf! Es ist besser als es aussieht.“ Er drückt mich auf das geklümte Langtium mit seiner scheußlichen Festselle, wo der Kopf des jeweiligen Mieters zu ruhen pflegt. „Sehen Sie, so sieht's bei armen Leuten aus! Aber es giebt noch viel, viel Bessere, Herr Graf... Ueber mir wimmelt's von Schlafburlichen. Wenn ich morgens früh um acht Uhr weggehe, kommen die beinah schon wieder von der Arbeit heim. Schreckliche Menschen, nicht wahr?“

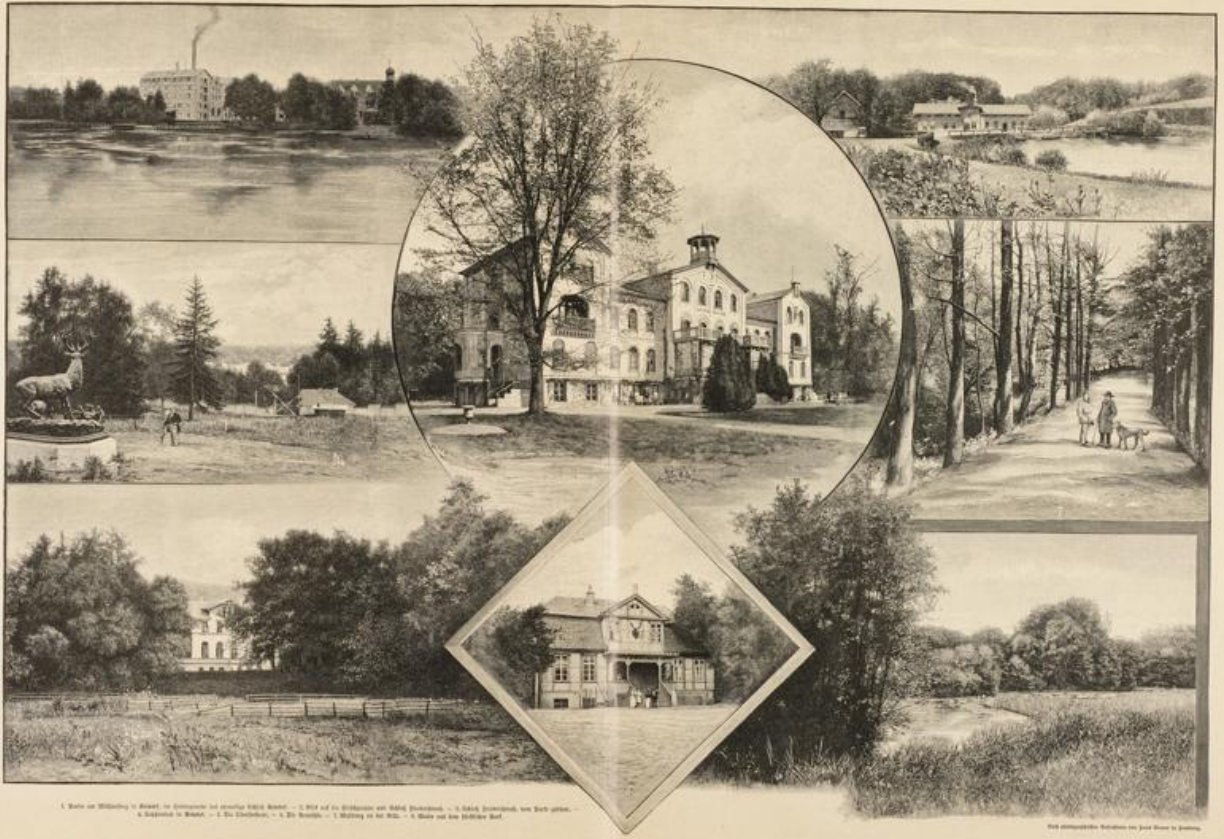
Ich antworte mit einem leichten Nabelzuden. „Werden's uns schon gemächlich machen, Herr von Jaromir.“

Und der kleine Kerl wirtschaftet in der kleinen Ende herum, holt Gläser, die Langtiume, die er in der Nachschüssel erst spülen muß. Eine alte Vergelinslampe summt. Jaromir schüttelt eine bauchige Flasche freundlich lächelnd: „Jamais, halbwegs echt, hier sieht's! Sie dürfen jetzt doch nicht mehr so haarträubend mogeln mit den Giffetten.“ — Nun beginnen angenehme Rundbüte durch das Zimmer zu wallen, der Kessel brodeli. Ich erinnere mich noch zur rechten Zeit einer „Bismard“ in meiner Tasche, um dem Anhalt der Zigarrenstifte zu entgegen, die der Wirt mir hinstreicht. „Sie nehmen doch nicht übel, Jaromir?“

„Ich nehme überhaupt nichts übel. Für mich thut's die Sumatra hier auch.“

Dann schäme ich mich wieder der prozogenhaften Wallung, lasse mein Wappentum hocken und greife zu dem süßlichen Zeug. Saramahanda poßt auch nicht hierher.

Zwei Stunden bleibe ich, drei Glas Grog trinke ich. Es ist nicht vergendete Zeit. Eine Krant, die anständig getragen wird, ist keine Krant mehr, das hat mich der kleine Mann gelehrt. Und wenn's mir mal wieder ganz gut gehen sollte und ich zu derselben Höhe emporstiege, wo ich meine Millionen spielend, genußlos vergendete habe — da wird mir vielleicht die Erinnerung an diese Nacht wohl thun. — Es ist ein so kleines, elendes Zimmer mit schmutzigen, zerfissenen Tapeten, mit einem windschiefen bunten Moulau, durch dessen verendenden Girsch der Remmond scheint, als wenn's so sein müßte. Der Armeleusgeruch liegt darüber, der Dunst von Kohl, Staub und mangelnder Keimlichkeit. Der Dunst gehört aber zu dem schmalen Bett, dem wackeligen Waschtisch mit der wüszigen, zerfissenen Steingutshale. Er steigt aus dem stöhnenden Kanapee des Althändlers, aus den abgegrabten gelben Rohrstrahlen. Ueber den goldgerahmten Pfeilerspiegel sieht er — er hat ihn blind gemacht; aber dem armenhüch Delbruck hat er statt der aufbringlichen Leuchttrast etwas wie Patina des Alters verschrieben. Der Mann, der dieses Zimmer bewohnt,



1. Blick von Wöhrling in Richtung auf Schwanau bei etwaiger Höhe Bielefeld. — 2. Blick auf die Schwanauer und Wöhrling Schwanauer. — 3. Blick Schwanauer, von Bach abwärts.
 4. Schwanauer in Bielefeld. — 5. Die Schwanauer. — 6. Die Schwanauer. — 7. Wöhrling im Tal. — 8. Blick von dem Schwanauer Hof.

Die Schwanauer Schwanauer im Jahr 1880 in Bielefeld.

Aus dem Silesienwalde.

trägt es ruhig, obwohl er auch etwas viel Besseres gekannt hat. Er ist eben ein Mann, ein ganzer Mann, der Kleine! Den Leuten gehört wahrscheinlich die Zukunft — nicht uns, den Grafen Carén, die kaum zwei Stunden in dieser Luft zu dauern vermögen. Das hat achtzig Mark monatlich und ist tadellos gewaschen, tadellos frisiert, die Wäsche blüht blank — nur das Dinerjackett glänzt noch matter am Ellbogen. Er kann allerdings nicht alle Monat sich ein neues leisten, wie es meine Gräßlichkeit gewohnt ist.

Aber wir sitzen doch auf dem alten Sofa bald zusammen wie zwei alte Freunde. Jaromir entschuldigst sich auch nicht übermäßig: „Ein Schelm thut mehr, als er kann! Und der Num ist eigentlich schon weit über meine Verhältnisse. Leichtsinzig bin ich nämlich auch, Herr Graf. — Oder denken Sie etwa, daß ich nicht leichtsinzig bin? Wäre ich sonst mit der blonden Ethel gegangen?“ Das kommt so unerwartet. Ethel ist eben der Gedanke, der ihn Tag und Nacht verfolgt, die Hoffnung, die ihn aufrecht erhält.

Wenn ich ihm darauf antworte: „Aber warum eigentlich nicht, Herr von Jaromir? Fühlen Sie sich für das Mädchen zu schlecht?“ — so ist das keine Phrase. Sie würde tausendmal besser mit dem Kleinen fahren als mit dem Schnapsbaron. Da ist doch noch Leben, Nahe, Zukunft! Und das ist's, worum ich den Kleinen Kerl immer wieder beneide. Er kommt mir vor, wie der Mann mit der Erbfe, der, arm und elend, doch in dem Augenblick, wo er die kleine Hülsenfrucht findet, hoffnungsfreudig ausrechnet, wie schwerreich sie ihn machen muß, wenn sie gepflanzt und immer wieder gepflanzt wird. Aber etwas unterscheidet sich Jaromir doch von dem Mann der Fabel, er bleibt Mensch in seinem Wahn, steht mit beiden Füßen fest auf der Erde.

Was er mir mit glühenden Augen beim Grog erklärt, das könnte ich mir auch zu Gemüte führen. „Ich muß nämlich etwas haben, Herr Graf, woran ich glaube, wofür ich lebe und sterbe: Mein Fetisch ist die Wunde...! Ich bin ganz gewiß kein Heiliger. Im Vataillon hieß es immer: der Jaromir läßt keine Schürze zufrieden. Jetzt lasse ich alle Schürzen zufrieden. Wenn ich eine hübsche Konfessionenlehe sehe (wir haben sehr muntere Dinger im Haus, die man nicht übermäßig zu bitten braucht), so sage ich mir: das darfst du ihr und dir nicht antun! — Kopfhänger bin ich darum noch lange nicht. Ich habe erst heute ein kleines Mädchen recht richtig in die Waden geschnitten. Aber weiter — nicht um die Welt! — Ob ich das Mädel nun kriege oder nicht (ich kriege sie ganz sicher nicht!), sie bleibt nun einmal meine Heilige, mein Talisman, das Feuer, an dem ich mich wärme. Für die hungere ich, für die spare ich. Abzweigen kommt meine Phantasie fast nie auf die Wahrheit, nämlich, daß man hier in einem Pflanzel wohnt. Sie glauben gar nicht, was es für ein Gefühl ist, sich jeden Abend mit dem Gedanken ins Bett zu legen: du bist mal wieder zwölft Stunden ein anständiger Mensch gewesen. Das macht alles die Kleine! Und die macht mich innerlich frei, mutig... Daß ich einem Phantom nachjage, daß ich höchst wahrscheinlich diesem Bomulunder bestenfalls seine Sache etwas erschwere, das weiß ich. Aber dennoch klammere ich mich an die Hoffnung, dennoch will ich mich selbst belügen. Ich will blind sein, will glauben!... Soll solchem Gefindel, wie dem Bomulunder die Zukunft gehören? — Nein, uns gehört sie — uns!... Nehmen Sie an, daß der Schnapsbaron schon so weit wäre... glauben Sie, ich ertrüge es, zu sehen, daß er sie küßt? Ich schöffe ihn auf der Stelle nieder!... Wissen Sie jetzt, daß ich ein ganz desperater Kerl bin?“

Ich tippe ihm lächelnd auf den glänzenden Ellbogen, weil der Jamalika bei ihm so komisch seine Wirkung zu thun beginnt. „Anfang, Jaromir, Sie sind nur ein anständiger Sterl. Das will ich Ihnen schwarz auf weiß geben.“

„Thun Sie's lieber nicht, Herr Graf!“ Er wird ganz rabiat und läßt sich nicht auf seinem Sofa halten...

Ich erhebe mich auch: „Höchste Zeit, Herr von Jaromir!“

„Nein, nein, Herr Graf!... Ich will Ihnen nur etwas zeigen,“ und dann vertieft er sich in seine

alig riechende Kommode. „Wissen Sie, was das hier ist?“ Er hält mir ein gelbes Etui hin, um dessen Inhalt ich nicht Lust habe, mir den Kopf zu zerbrechen. „Sehen Sie...“ aufgeklopft erweist es sich als Behältnis einer Luftpistole. Die lächerliche Spielerei!

„Schicken Sie sich in Ermanglung andern Wildes Ihre Spaten zur Mittagssuppe höchstselbst?“ frage ich.

„O nein! Das Ding habe ich mir vor sechs Wochen auf Abzahlung gekauft, ehe ich noch eine Ahnung von Bomulunder hatte.“

„Und?“

„Ja, da können Sie sehen, Herr Graf, was ich für ein fanatischer Muelemann bin! Ich schicke täglich nach einer Pappschibe. Eins... zwei... drei — stramme Duellkommandos! Der Junge von meiner Wirtin ist linparatierlicher und weicht vor Vergnügen, wenn ich ins Schwarze treffe. Er hält's für Spiel. Mir ist's eine verdammt ernsthafte Sache, die ausgesprochene Mordabsicht, mit der ich mich im Schicken über den Kerl, der dir die Wunde weg-schnappt, knallst du nieder! Sehen Sie, damals hatte ich von dem Bomulunder überhaupt keine Idee, ich wußte nicht einmal, ob das Mädel in Berlin, oder ob sie noch überhaupt irgendwo wäre. Morgen wollen wir das Vergnügen fortsetzen, ich bin sicher, immer Strichspiegel zu schicken, wenn ich mir als Zentrum das Herz des Schnapsbarons vorstelle.“

„Also doch Muehelnörder!“

„Da fängt Jaromir herzlich an zu lachen. „Wenn ich nun einer wäre!“

Wie ich Freis von Jaromir kenne, schießt er im Ernstfall lieber die Kugel sich durch den Kopf, die er für den andern bestimmt hatte.

Und wie Verliebte, ob betrunken oder nicht, immer einen in der Krone haben, sagt er plögllich: „Wissen Sie was?... Sie müssen mich auf fünf Minuten entschuldigen.“

„Wozu?“ Ich ahne Unheil.

„Kein Muehelnörder, lieber Herr Graf! Ich will nur mal zu dem Pubiter rüberpringen, der hat noch auf, und sehen, ob nicht irgend eine Palle Selt wo aufzutreiben ist, die Sie mit mir auf Ethel Le Fort's Wohl leeren müssen.“

„Aber ich kann nicht mehr, Jaromir, ist mir positiv unmöglich.“

„Natürlich, Guter Hochgeborene paßt das nicht. Sie haben ja auch recht...“

„Neben Sie nur, Jaromir!... Ein Glas Grog trinke ich noch gern, unter der Bedingung, daß Sie das Fenster aufmachen. In der Flasche bitte ich Sie feierlichst morgen um ein Ihr in den Kaiserhof.“

Aber als er das Fenster öffnet und ich mit hinuntersehe in diesen schmalen, tiefen, lichtlosen Spalt — diesen Berliner Hof, aus dem es emporsteigt, die, heiß, der schwere Dunst der Tiefe! — Nein, ich kann den Grog nicht mehr ansehen. Ich muß weg! Mühte ich auf diesen Hof nur eine Stunde hinuntersehen, er jage mich rettungslos in seinen schmutzigen Schlund... Es sind Nerven. Was kann ich dafür? — Noch während ich schreie, empfinde ich die Angst vor dem Wesenlosen, Unfassbaren, das gepenstlich diesen Hof entquillt. In dieser Luft atmen Menschen — was für Menschen!

Jaromir wird mir den kurzen Abschied wohl etwas krumm genommen haben, denn er erschien zu der verabredeten Flasche Schmers nicht. Mag er! Ihm schadet ja auch der Dunst, das Gift nicht, in dem und von dem er lebt — er hat seinen Talisman. Dätte ich doch auch einen Talisman! Grün-ängige Rita, wie wär's?... Wer laßt da?

(Ergänzung folgt.)

S p r ü c h e.

von
X. Stier.

Die heiligsten Momente auf Erden
Wollen gesammelt genommen werden;
Lasse dich nie von Aussehen binden!
Um ihren inneren Segen bringen!

Im Alter zeigt sich die Güte beim Wein
Im Feuer und in der Mürung,
In des Gehelgalt's Vermögen;
Und beim Menschen soll es eben so sein!

Aus dem Sachsenwalde.

(Hierzu die Abbildungen Seite 412 und 413.)

In ihm und träumerisch liegt der Sachsenwald da. In dem knorrigen Kleevald uralter Eichen raucht es und mozt es, die schweigenden Büschen und garten, weißstammigen Birken flütern sich geheimnisvoll zu, und in der düsternen Majestät des dunkeln Tamengehölzes regt und bewegt sich das vielgestaltige Leben des Waldes; aber nur selten begegnet man einem Wanderer auf den wiedererschlungenen, schmalen Pfaden des Sachsenwaldes. Nur an schönen Sommertagen halten um das Schloss Friedrichsthal selbst viele Hunderte im glühenden Sonnenbrand Stundenlang geduldig aus, um den großen Altreichsklanzer bei seiner Ausfahrt und bei der Rückkehr von der Spazierfahrt mit Jubel und Ehrfurcht zu begrüßen.

Wollte ich es ein Glück, daß die Hamburger, von denen der Sachsenwald kaum drei Meilen entfernt ist, eigentlich nur an weiten Wasserlandschaften Gefallen finden, und daß die Bewohner Mitteldeutschlands mehr die Gebirgswälde bevorzugen; denn gerade dadurch hat sich der Sachsenwald in seinen von dem Eisenbahnen unberührten Partien seinen eigentümlichen, jugendfräulich heben Charakter bewahrt. Und jeder, der ihm zur hohen Frühlingszeit besucht oder ihn aufsucht, wenn die Herbststürme unweilich an den Niefesstämmen rütteln und schütteln, wird einen hohen, reinen Genuß haben.

Einen Ausflug nach Friedrichsthal und dem Sachsenwald wird man wohl stets am besten von Hamburg aus unternehmen und zunächst die kurze Strecke bis Reinbel mit der Eisenbahn fahren. Der Freude an einem kleinen, uralten Städtchen mit mancherlei historischen Reminiscenzen hat, der verlässe den Zug schon einige Minuten vorher in Bergeborf. Vor Jahrhunderten eine ansehnliche Stadt, mit der Hamburg manche grimme Fehde anzufüchten hatte, verschmachtet es jetzt fast völlig neben dem ungeheuren Häusermeer der nachbarlichen Hansestadt. Und in dem alten Schlosse, aus dem einst die vornehmen Mancriere zu sehen, rechtlichen Thaten auszugehen, tagt jetzt das Amtsgericht, um Recht und Gerecht zu schütten gegen jeden Mißthäter.

Auch das alte, feste Schloß in Reinbel, dem eigentlichen Beginn des Sachsenwaldes, hat seinen ursprünglichen Beruf gewechselt. Wohl fanden auch früher Fremde dort gastliche Aufnahme, aber jetzt ist dies kein Selbstzweck; denn aus dem Schlosse mit seinen Hunderten von Zimmern, seinem herrlichen Park und dem großen Theat ist ein vornehmes Hotel geworden. Ueberhaupt ist Reinbel mit seinen vielen herrlichen Einzelhäusern mehr und mehr ein richtiger Villenort für die Hamburger geworden, die hier, fern vom Getöse der Großstadt und doch nur wenige Minuten von ihr entfernt, die Sommermonate verleben. Wenn es in den kleinen Häuschen zu erhitzen werden sollte, der findet ein mit großartigem Luxus und Komfort ausgestattetes Heim im „Sophtenbad“, dessen gewaltiger Park ein abgegrenzter Teil des Sachsenwaldes ist.

Während der gerade Weg von Reinbel nach Friedrichsthal charakteristischerweise mit der Wisenackstraße beginnt, führt der schöne Touristenweg immer an dem Ufer der Wille entlang, in vielen Windungen und mit manchen Umwegen. Die Wille ist nur ein kleines Flüsschen, das in gewöhnlichen Zeiten sanft und friedlich zwischen den leicht welligen Ufern dahinjagt; wenn aber die Frühlingsstürme durch das Land brauen, dann kann das kleine Flüsschen recht ungemächlich werden, und wenn es auch nicht mächtige Wellen mit sich fortweist, so erhält es doch ganz den Ausbruch eines reienden Gebirgsbaches. Je weiter sich der Weg an der Wille hinzieht, um so mehr treten die Wälder bis dicht an das Ufer heran, und in der Nähe von Annühle erinnern die Waldwege an der Wille durchaus an die schönsten Wege in mitteldeutschen Gebirgsgebieten. Annühle selbst, wohin nach bis vor kurzer Zeit Fürst Wisenack seine Spaziergänge mit Vorliebe ausdehnte, ist ein reizend idyllisch gelegenes Dörfchen mit kleinen, gemüthlichen Wirtschaften und großen, hübschen Gärten. Der idyllische Gehamteindruck wird leider ein wenig durch die Wälder selbst beeinträchtigt, deren plumper Dachstuhlbau selbst mit dem stielichen Willenstil der andern Häuser kontrastirt.

Von Annühle führt in einer knappen Viertelstunde der Weg, immer durch den dichtesten Wald, nach Friedrichsthal. Kurz vor dem Schlosse selbst liegt ein wenig verwest die freundliche Oberförsterei, über deren Portal schon der mächtige Hirschkopf die Bestimmung des Hauses verrät. Vom Schlosse selbst, das dicht an der Eisenbahnstraße neben dem Bahnhof liegt, ist leider nicht viel zu sehen, da der Fürst eine lange, aber mannhöhe Mauer rings herum hat ziehen lassen. Bis vor wenigen Jahrzehnten war das Schloß, das in frühesten Zeit schon einmal Zugbühnen eines kaiserlichen Fürsten war, ein besticktes Sommerrestaurant, das Ziel vieler Hamburger Sonntagstouristen. Jetzt ist es eine Art Wallfahrtsort geworden, zu dem an schönen Sommertagen aus allen Ecken Deutschlands die Verehrer des großen Fürsten pilgern, um den größten Mann des Jahrhunderts mit eignen Augen zu schauen.

Den besten Blick aufs Schloß hat man von der kleinen Anhöhe jenseits des Fuhrdamms, auf der die stolze Hirschgrube steht, die dem Fürsten zu seinem achtzigsten Geburtstage gestiftet wurde. Je weiter man hinter dem Schloße in den Wald eindringt, um so schöner und romantischer wird er. Kaum verman die Sonne durch das dicke Gewirz der Büsche und Eichen zu dringen, oder sie malt stierende Lichter auf die zarten Birkenstämme; dann wieder weitet sich der Wald: eine einzelne riesige Eiche ragt kühn und trotzig empor und hat durch ihr eignes mächtiges Wachstum ringsum alles andre Wachstum verhindert. Und wenn man bei hereinbrechender Dämmerung durch das geheimnisvolle Dunkel des Waldes schreitet, so denkt man gern all der wunderlichen Sagen von verlobten Gefährten, treuen Knappen, kühnen Räubern, all der Märchen, die von Mund zu Mund überliefert, an dem Sachsenwald haften. Und heimlich denken wir wohl, daß bei den späteren Geschlechtern besonders häufig eine Sage wiederkehren wird von einem hohen, rotenharn Mann, der oft groß und misanthropisch, zärtlich und weisersehend in dem Waldesdunkel gemandelt ist, bis sein Herz unter den alten, knorrigen Eichen, die so sehr seinem eignen Ich gleichen, den irdischen Trieben fand. Unverkennlich wird für alle kommenden Generationen der Name des Sachsenwaldes mit dem Otto von Bismarcks verknüpft sein!

D. 6-1.

Der Planet Jupiter

(in größter Erdnähe am 26. März 1898).

Wenn man gegenwärtig in den ersten Abendstunden den Blick gegen den Himmel richtet, so wird man von dem mächtigen Glanze eines Sternes getroffen, der mit jedem Abend intensiver wird. Dieser Stern ist der Jupiter. Seine Größe, beziehungsweise sein Rauminhalt übertrifft den der Erde um das 1334fache. Dagegen ist er stofflich von so zarter Struktur, daß seine Dichtigkeit zu derjenigen der Erde sich verhält wie 0,2 zu 1.

Was an Jupiter wie ein Wunder erscheint und den Astronomen zu vielfachen Hypothesen Anlaß gibt, das ist seine — Verachtheit, das Vermögen, das Licht der Sonne in größerer Höhe zurückzugeben, als er es empfängt. Auf Jupiter leuchtet die Sonne 26mal schwächer als auf der Erde und 15mal schwächer als auf Mars. Der Planet wäre für uns kaum sichtbar, wenn er die Reflexionsfähigkeit der Erde oder des Mars hätte. Aber er strahlt in grobemächtigem Feuer und übertrifft an Glanz sämtliche Sterne erster Größe des Firmamentes. Woher diese Hülle von Licht? Einige Astronomen meinen, daß Jupiter nicht bloß mit dem von der Sonne erzeugten Licht strahlt, sondern auch eigenes Licht ausstrahlt; allein die photometrischen Helligkeitsmessungen Professor Müllers bestätigen dies nicht. Es kann aber auch, wie Dr. Bibbich meint, möglich sein, daß die Menge des Eigenlichtes Jupiters viel zu gering ist, um auf photometrischem Wege nachgewiesen werden zu können. Hebrigens ergibt eine von D. Draper am 27. September 1879 gemachte photographische Aufnahme des Jupiterpektrums, welche die Annahme zuläßt, daß die Äquatorgegenden des Planeten damals eignes Licht ausstrahlten. Spätere Untersuchungen durch Geheimrat Vogel haben ergeben, daß im Spektrum Jupiters außer den tellurischen Linien noch ein dunkles Band sich zeigte, welches Spektrum in der Erdatmosphäre nicht vorkommt. Auf jeden Fall scheinen die Lichtverhältnisse unter Erde gegenüber denjenigen des Jupiter primitiver Art zu sein, so daß wir mit allen unsern irdischen Erfahrungen nicht im Stande sind, uns ein Bild von diesen Verhältnissen zu machen.

Als ein zweites Wunder ist die Oberfläche des Jupiter zu betrachten. Sie bietet gar keine Anhaltspunkte zu einer bestimmten Erkenntnis ihrer Konfiguration wie etwa die Oberfläche des Planeten Mars. Die Astronomen der größten Sternwarten der Welt, der Sid-Sternwarte in Kalifornien, beschäftigten sich mit der Klärung dieses Wunders, und je mehr sie sich damit beschäftigten, je mehr Details sie aus dem ganzen Gemenge von Erscheinungen herausbrachten, um so rätselhafter erschien der Zusammenhang des Ganzen. Auf der Oberfläche des Jupiter ist es nie ruhig, es herrschen fortwährend Veränderungen, Gebilde wechseln mit Gebilden, und veränderlich wie diese sind auch ihre Farben. Ein Charakteristikum in dem Wechsel ist nun insofern zu konstatieren, als gewisse Gestaltungen in ihrer Unruhen längere Zeit verbleiben, und zu diesen gehören die „Streifen“, die parallel zum Äquator laufen, und die „Flecken“, deren Helligkeits-

verhältnisse vielfach variieren. Zwischen den Streifen, die meist dunkel sind, leuchten glänzend weiße Zonen hervor. Die Äquatorialzonen sind am breitesten. Ob man es hier mit der eigentlichen Bodenbeschaffenheit des Planeten zu thun habe, oder ob diese glänzend weißen Zonenlichte Wolkenhöfen seien — das weiß man nicht. Daß die dunkeln Streifen nichts Festes seien, dafür spricht ihre rasche Veränderung. Unerklärlich allein bleiben die „Flecken“. Bei ihrem ersten Auftreten erscheinen sie schwarz, dann nehmen sie verschiedene Färbungen an; vor ihrem Verschwinden erscheinen sie rot. Aber mit diesem Verschwinden der Flecken hat es seine gute Weile. So zum Beispiel macht sich jetzt ein „großer roter Fleck“ auf der südlichen Halbkugel bemerkbar, der als solcher zum ersten Male im Jahre 1878 auftrat und noch immer dominiert. Ueber die Natur der Flecken, von denen auch einige vorwiegend weiß sind, herrscht vollkommenes Dunkel. Indessen haben diese Erscheinungen, ähnlich denjenigen auf der Sonnenoberfläche, Aufschluß über die Rotation des Jupiter gegeben, obgleich sich auch hier die seltsame Thatsache zeigte, daß die Rotation das eine Mal eine verminderte, das andre Mal eine beschleunigte war. Der Wert der Rotation schwankte nach der Angabe Sternbergs in den Jahren 1879 bis 1888 zwischen 9 Stunden 55 Minuten 35 Sekunden und 9 Stunden 55 Minuten und 43,9 Sekunden. Nach Stanley Williams ist gegenwärtig die Rotation Jupiters in heter Zunahme begriffen. Aus zahlreichen Beobachtungen von acht in äquatorialen Regionen liegenden Flecken fand er die Rotationsdauer des Jupiter für 1897 zu 9 Stunden 50 Minuten 34,6 Sekunden.

In der Zeit der letzten Erdnähe Jupiters, die auf den 23. Februar 1897 fiel, wurden auf der Privatsternwarte zu Landshut durch Ph. Faust Jupiterbeobachtungen vor-

genommen und am 7^{ten} Bau-Objektiv Zeichnungen ausgeführt, die den jeweiligen Zustand der Oberfläche des Planeten fixieren. Die Arbeiten Fausts wurden auf Kosten der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Aus den zahlreichen Zeichnungen, die mir, dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Direktion der R. A. Wiener Sternwarte, zur Einsichtnahme überlassen wurden, griff ich zwei der interessantesten heraus, um sie hier den Lesern vorzuführen. Dieselben datieren vom 19. und 20. Februar 1897, also von zwei aufeinanderfolgenden Tagen, so daß man die binnen 24 Stunden sich vollziehenden Veränderungen auf der Jupiteroberfläche leicht zu erkennen vermag. Zu bemerken ist, daß die Bilder wie im Fernrohr umgekehrt erschienen: oben ist Süd, unten Nord, rechts Ost und links West. Die Scheibe erscheint an den Polen abgeplattet. Die dunkeln Streifen sind hier perspektivisch verengt, so daß die blendend weißen Streifen, die durch sie hindurchschimmern, als scharfe Linien erscheinen. Die Farbe der dunkeln Streifen bezeichnet Herr Faust als schmutzig-grün. Ältere Beobachter, wie Browning und andre, haben sie blau. Je näher dem Äquator, um so breiter werden die glänzenden, von dunkeln Bändern begrenzten Zonen. Die Farben der Hauptbänder bezeichnet der Beobachter als „rotbraun“, „schokoladenbraun“, während die Bänder in der Äquatorialzone ihm als rötlich-gelb, braunlichgelb oder wie frisch Eisenrost erschienen. Auf der südlichen Halbkugel (Figur I oben) bemerkt man eine elliptische, stark abgeplattete Figur; es ist der oben erwähnte berühmte „rote Fleck“, der seit zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich lenkt und ihnen zur Bestimmung der Rotation des Jupiter dient. In Figur II sieht er schon nahe dem Rande. Der rote Fleck geht seiner Auflösung entgegen. Außer diesem Fleckenphänomen sieht man westlich davon ein zweites kleineres, das in Figur II um vier andre vermehrt erscheint. Die Reichheit, mit der die Flecken sich bilden, sehen in keinem Vergleiche zur Langsamkeit, mit der sie verschwinden. Die

dunkeln, langgestreckten Streifen haben die Tendenz, sich zu gliedern, und wenn das geschehen, sich zu hüllen. Auch in diesem Punkte sind die Erscheinungen, wie sie sich am 19. Februar 1897 präsentierten, wesentlich anders als am 20. Ueber das Wesen dieser Erscheinungen, namentlich über das der blendend weißen Zonen, ob sie direkt die Oberfläche des Planeten darstellen oder den Schimmer von weißen Wolken — darüber läßt sich kein Urteil abgeben. Die Phänomene können bewundert, aber nicht begriffen werden.

Am 26. März dieses Jahres kommt Jupiter in die diesjährige größte Erdnähe, oder, um richtiger zu sagen: die Erde ist es, die am genannten Tage an Jupiter vorbeikommt und ihm dann daher am nächsten ist. Wie unser Vollmond steht der Planet — vom Standpunkte der Erde — der Sonne gegenüber, leuchtet die ganze Nacht hindurch am Himmel und ist daher am günstigsten zu beobachten. Vom 26. ab entfernt sich die Erde von ihm. Nichtbestimmter können die Beobachtungen noch zwei Monate lang mit Erfolg fortgesetzt werden.

Jos. A. Garia.

Erinnerungen an Hofmann von Fallersleben.

Zu seinem hundertsten Geburtstage.

Franz Hofmann-Fallersleben.

Hundert Jahre sind am 2. April vergangen, daß August Heinrich Hofmann, der Dichter des Nationalhymnes „Deutschland, Deutschland über Alles“ in dem Städtchen Fallersleben das Licht der Welt erblickte. In ausführlichen Schilderungen werden die Tagesblätter und Zeitschriften in diesen Tagen das Andenken des vielgeprüften Mannes feiern, hier aber soll nur ein Blick geworfen werden auf die letzte, bisher so gut wie unbekannt gebliebene Epoche seines Lebens, da er nach langer Erdumwanderung eine bleibende Stätte fand und ausruhen konnte von den Kämpfen und Mühsalen.

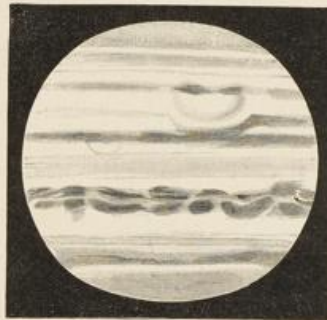
Im Mai 1860 hielt Hofmann mit Frau und Kind seinen Einzug in Schloß Corvey an der Weser, der alten Benediktinerabtei, wohin ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar berufen hatte. Wohl mag ihn die Einsamkeit, die er in dem Maße noch nie kennen gelernt hatte, sonderbar genug angehatet haben, zumal wenn er der vergangenen sechs Jahre gedachte, die er in dem geistig so anregenden Weimar, im innigen Verkehr mit Franz Vogt, Friedrich Preller, Rubinstejn, von Bronsart, J. von Bülow, Genelli und andern verbracht hatte. In Corvey war er ganz auf sich selbst und den Verkehr mit den Seinigen angewiesen, denn ein Umgang mit den Bewohnern von Corvey wie den Beamten des Herzogs auf dem Schloße Corvey bildete sich erst in den letzten Jahren seines Aufenthalts heraus. Doch er entbehrte zunächst auch den Verkehr nicht, freute sich der wunderbar schönen Natur, arbeitete an der Katalogisierung der kostbaren Bibliothek und an seinen eignen Werken.

Der Sommer verging, ein kühler Herbst stellte sich ein. In heimlicher Sorge sah Hofmann den kommenden Winter entgegen, und sie war nur zu gerechtfertigt: am 28. Oktober, demselben Tage, da er sie erst Jahre zuvor heimgeführt hatte, starb seine innigste Geliebte, nach nicht dreißig Jahren alt. Niemals erholte er sich von diesem Verlust. Immer wieder gedankt er in rührender Klage der Verewigten:

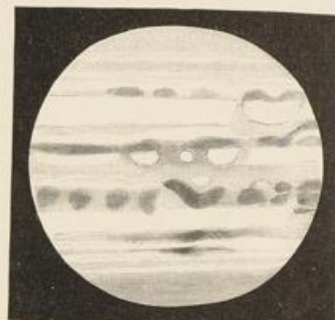
„Du schiedst früh von deinem Leben,
In früh von unserm Glück und mir —
Mir ist, als wär' ich nur geblieben,
Um immer nachzuweinen dir.“

„Gott und die Zeit“, seine Arbeit und vor allem seine Poesie halfen ihm so weit über seinen Kummer hinweg, daß er von neuem hoffnungsvoll der Zukunft entgegenah. Mit Eifer begann er, nachdem die Bibliothek von ihm musterhaft durch unablässige jahrelange Arbeit geordnet war, sich keiner poetischen wie wissenschaftlichen Thätigkeit wieder zuzuwenden. Zunächst beschäftigte ihn die Ausfertigung des Planes, seine Lebenserinnerungen zu schreiben.^{*)} Durch das in reicher Fülle vorliegende Material wie sein abwechslungsreiches Leben bestochen, wußte er leider hier nicht Maß zu halten, so daß ein sechsbandiges Werk

^{*) Später ist diese Autobiographie von Dr. Osterberg, dem Herausgeber der Gesammelten poetischen Werke Hofmanns von Fallersleben, milderfühlend bearbeitet und, bis zum Tode des Dichters fortgesetzt, in zwei Bänden erschienen (Berlin, Verlag von F. Fontane).}



Figur I.



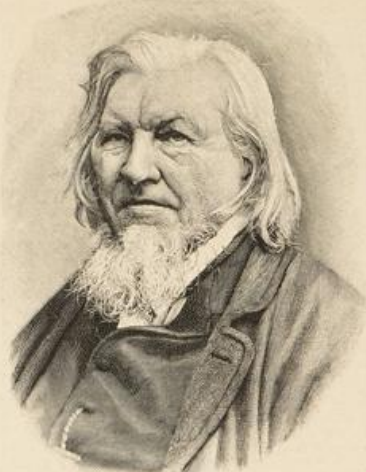
Figur II.

Der Planet Jupiter (in größter Erdnähe am 26. März 1898).

Nach Zeichnungen von Ph. Faust in Landshut.

genommen und am 7^{ten} Bau-Objektiv Zeichnungen ausgeführt, die den jeweiligen Zustand der Oberfläche des Planeten fixieren. Die Arbeiten Fausts wurden auf Kosten der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Aus den zahlreichen Zeichnungen, die mir, dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Direktion der R. A. Wiener Sternwarte, zur Einsichtnahme überlassen wurden, griff ich zwei der interessantesten heraus, um sie hier den Lesern vorzuführen. Dieselben datieren vom 19. und 20. Februar 1897, also von zwei aufeinanderfolgenden Tagen, so daß man die binnen 24 Stunden sich vollziehenden Veränderungen auf der Jupiteroberfläche leicht zu erkennen vermag. Zu bemerken ist, daß die Bilder wie im Fernrohr umgekehrt erschienen: oben ist Süd, unten Nord, rechts Ost und links West. Die Scheibe erscheint an den Polen abgeplattet. Die dunkeln Streifen sind hier perspektivisch verengt, so daß die blendend weißen Streifen, die durch sie hindurchschimmern, als scharfe Linien erscheinen. Die Farbe der dunkeln Streifen bezeichnet Herr Faust als schmutzig-grün. Ältere Beobachter, wie Browning und andre, haben sie blau. Je näher dem Äquator, um so breiter werden die glänzenden, von dunkeln Bändern begrenzten Zonen. Die Farben der Hauptbänder bezeichnet der Beobachter als „rotbraun“, „schokoladenbraun“, während die Bänder in der Äquatorialzone ihm als rötlich-gelb, braunlichgelb oder wie frisch Eisenrost erschienen. Auf der südlichen Halbkugel (Figur I oben) bemerkt man eine elliptische, stark abgeplattete Figur; es ist der oben erwähnte berühmte „rote Fleck“, der seit zwanzig Jahren die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich lenkt und ihnen zur Bestimmung der Rotation des Jupiter dient. In Figur II sieht er schon nahe dem Rande. Der rote Fleck geht seiner Auflösung entgegen. Außer diesem Fleckenphänomen sieht man westlich davon ein zweites kleineres, das in Figur II um vier andre vermehrt erscheint. Die Reichheit, mit der die Flecken sich bilden, sehen in keinem Vergleiche zur Langsamkeit, mit der sie verschwinden. Die

geschaffen wurde, das wohl als Lesebuch für
 Sachleute, nicht aber für das Publikum geschrieben ist.
 Auf dem Gebiet der lyrischen Dichtung dagegen
 herrschte er nach wie vor souverän. In Jugend-
 liche, formvollendet entstandene jahrens jahrens bis
 auf seinen letzten Tag Gedichte, die man seinen besten
 Liedern aus seiner Zeit an die Seite legen kann.
 Eigentümlich war es zu sehen, wie er diese Lieder,
 schon während er sie dichtete, einer Melodie anzu-
 passen versuchte oder selbst eine neue dazu erkund, nach
 der er sich dann die Verse laut vorzang. Obgleich nicht
 musikalisch gebildet (er kannte keine Note!) komponierte
 er zu doch eine große Zahl seiner bekanntesten Gedichte,
 deren Melodien sich durch besonderen Schwung und
 Singbarkeit auszeichnen; es braucht nur an die herrliche
 Weise von: „Zwischen Frankreich und dem Böhmer-
 wald“ und an die des reizenden Kinderliedes: „L,
 wie ist es kalt geworden“ erinnert zu werden, die beide
 von unserem Dichter herrühren. Die Welt würde dieser
 merkwürdigen Begabung weit mehr noch zu verdanken
 haben, ein Schatz von Melodien würde uns nicht
 verloren gegangen sein, wenn Hoffmann einen vorständigen
 Musiker an der Hand gehabt hätte, der diese originellen,
 schlichten und doch so zu Herzen gehenden Weisen auf-
 gezeichnet hätte. Aber durch kein ganzes Leben hindurch
 plagt er darüber, daß ihm jemand fehle, der ihm seine
 Melodien aufschreibe. Bald ist der betreffende Tonkünstler,
 mit dem er auf solche Weise in Verbindung trat, wahr-
 scheinlich voreingenommen gegen den „unmusikalischen“
 Poeten, „empfindlich“, wie Hoffmann schreibt, bald
 bleibt er dabei, dergleichen lasse sich überhaupt
 nicht aufschreiben, bald will er andre Tonarten,
 wie er auch besonders mit dem Takt und der Takt-
 einteilung nicht auskommt, und zu guter Letzt will
 er gar noch am Text ändern — was in des Dichters
 Augen mit Recht als ein Verbrechen angesehen wird.
 Man mußte aber konnte es Hoffmann erlösen, wenn
 aus dem einfachen Lied ein „Munfsgelang“, wie er sich
 ausdrückte, gemacht werden sollte. Da protestierte er energisch
 und fügte sich unter keiner Bedingung, während er sonst
 des lieben Friedens halber schon einmal nachgab. Liebe-
 volles Eingehen fand er schließlich bei dem Musiker
 R. Richter in Breslau und später bei dem Altmeister des
 Volksgelanges Ludwig Erk in
 Berlin, aber die gemeinschaft-
 liche Arbeit beschränkte sich
 immer nur auf die Zeit, wo
 Dichter und Tonmeister per-
 sönlich miteinander verkehrten
 und ihre Meinungen aus-
 tauschen konnten. War Hoff-
 mann allein, so machte sich der
 alte Uebelstand wieder bemerk-
 bar, „Grabe, wenn ich niemand
 habe, dem ich sie vorlesen
 könnte, fallen mir meine besten
 Melodien ein.“ sagt er öfters
 in seinen Tagebüchern. Die
 Absicht des Dichters aber, seine
 Lieder zu komponieren, haben
 die Musiker in einer Weise
 aufgenommen, die wohl bei-
 spielslos dastehen dürfte. Unter
 den neueren wie den älteren
 Dichtern ist schwerlich einer,
 dessen Lieder so oft und viel-
 fach so gut komponiert sind,
 von den berühmtesten Musi-
 kern sowohl, wie allerdings
 auch von weniger berühmten.
 Sie sind in dieser Gestalt
 in das Volk getragen und
 leben überall, so weit die
 deutsche Sprache klingt. Durch
 diese Lieder wird Hoffmann
 fortleben im deutschen Volke,
 wenn auch sein Name längst
 dem Gedächtnis der kommenden
 Generationen entschwunden
 sein wird. Schon bei seinen
 Lebzeiten sind unzählige dieser
 Gesänge thatächlich Volks-
 lieder geworden, sie haben
 einen unvergänglichen Vorber-
 rang um des Dichters Schicksal
 gemoben, der ihm, wie er in
 dem Liede „Den Freunden“
 sagt, „von Pantheisten nicht
 zuerkannt“ ist. In die Stille
 des Corveper Anstalts drang,
 während Hoffmann
 dort wohnte, der Wiederhall
 der großen Kriege, die Deutsch-
 land 1864, 1866 und 1870
 bis 1871 erbeben machten.
 Mit Begeisterung verfolgte
 der Dichter die schon seit



Hoffmann von Helldorff

Jahrzehnten verachtete Befreiung der beiden nordischen
 Bruderkämme, die jetzt endlich zur That ward.
 „O Herr der Herrn ermahne!
 O bring uns einen Tag,
 Den einen Tag der Nacht,
 Der alles sühnen mag.“

Verstet hat die Seelen,
 Die Föcher sind bereuert,
 Wir selber sind bereuert,
 Gattosinet und entsetzt —
 hatte Hoffmann im Winter 1860—61 gelungen. Zeit
 im Jahre 1864 ward sein Wunsch erfüllt:
 „Ja, er kam, der Tag der Nacht!
 Und wie Roth der Dämterog,
 Als das Paar der deutschen Adler
 Heber Erde und Oiber flog!“

1866 ward ein weiterer Teil seiner Hoffnungen,
 für die er schwer gelitten hatte, verwirklicht: der Aus-
 gang von Deutschlands Einheit und Größe ward auf
 blutigen Schlachtfeldern — allerdings im Praderkrieg —
 erstritten. Doch aber zuletzt ein gütiges Geschick den
 greisen Sänger das Jocal seines Lebens, ein freies,
 geinertes deutsches Kaiserreich, sehen ließ, konnte er
 nicht genug mit Worten preisen. Kaiser Wilhelm und
 auch dem Vater der Schlachten, Helmuth von Moltke, widmete
 er damals mehrere seiner begeisterten Lieder. Hoffmann
 während dieser Kriegsjahre zu beobachtet, war äußerst
 interessant. Er war jedesmal in namenloser Aufregung,
 sowohl vor dem Beginn der Schlachten als auch während
 ihrer Dauer. Diese Spannung erhielt ihn in fester
 nervöser Unruhe, und er konnte es nicht begreifen, daß
 es andern Menschen nicht ebenjo erging. Als in der
 Schlacht bei Langensalza 1866 in nicht gar zu großer
 Entfernung von Goresby die Entscheidung fiel, weckte er
 die Seinigen in trübster Morgenstunde mit den Worten:
 „Wie kann man nur schlafen in solch großer Zeit!“

Mit Ausnahme dieser Kriegsjahre verlebte
 Hoffmann stille Tage auf dem einsamen Schloße.
 Wohl besuchten ihn die Freunde in seiner Zurück-
 gezogenheit, wohl machte er selbst noch weite Reisen,
 um sich neue geistige Anregung im Verkehr mit
 Künstlern und Gelehrten zu holen, doch kein Lebens-
 abend ward durch keinerlei weitere Ereignisse bedeuten-
 der Natur mehr getrübt. Eine unglückliche Jugend-
 heit hatte sich dieser Geis bewahrt, der mit starken
 Schritten sich dem achtzigsten Lebensjahr näherte. Und
 was noch merkwürdiger war, der Glaube an die Unsterb-
 lichkeit war ihm nicht abhanden gekommen, wie oft er auch
 getrübt ward, nicht minder sein finkliches Gottvertrauen.
 Obgleich er dieses letzte Jahrzehnt seines Lebens nie eine
 Stunde in Dörfer verlebte,
 was ihm sogar am offenen
 Grabe übel vermerkt wurde,
 hat es doch wohl keinen
 neueren Dichter gegeben, der
 so viel weltliche Reifehaftigkeit
 in seinen Liedern zeigt. So
 gutmütig und duldsam Hoff-
 mann aber auch war, so
 energisch, ja rücksichtslos
 konnte er auftreten, sobald
 seine Ideale und das, was
 er für recht und gut
 erachtete hatte, angegriffen
 wurden. Seine Kampfeslust
 und sein Mut bewährten sich
 da selbst vor den Hochgestellten
 dieser Erde. Er verlebte da-
 durch an unangenehmen Stellen,
 und daß er nicht überall die
 Anerkennung fand, die ihm
 gebührt hätte, ist in erster
 Linie diesem Umstande zuzuf-
 schreiben. Trotzdem die ein-
 heimischen Beweise der An-
 erkennung gänzlich ausblieben,
 wandte sich Hoffmann doch
 nicht verbittert dem Aus-
 lande zu, das ihm glänzende
 Anerbietungen gemacht hatte.
 Der marigen Gestalt des
 Sängers konnten scheinbar
 die Jahre nichts anhaben. In
 voller körperlicher wie geistiger
 Frische ist er schließlich
 am 19. Januar 1874 dahinge-
 gegangen. Neben der so früh
 geschiedenen Gattin fand er
 seine Ruhestätte.

Ich bleib' in meinem Vaterland.

Ich bleib' in meinem Vaterland,
 Mein Lied soll sing' ich mein sein,
 Mein Lied und mein Wunsch und Aufwand
 Da wir sein Rißer und Güte ist mein.
 In meinem Vaterland will ich bleiben
 Und kein Misset der Welt soll mich berühren.
 Ich bleib' in meinem Vaterland,
 Nur ich selbst mein ganzes Herz,
 Ich bleib' ich bis zum Herbstland
 Und in der Nacht, und im Aufwand.
 Für mein Leben allezeit geben
 Ich will es zu Herten mir, und nicht der Welt.
 Ich bleib' in meinem Vaterland,
 Aber ich mein Kunst, der mein Pflicht.
 Ich frage Katten nicht was Land,
 Nicht ob mein Herz im Korten bist.
 In Vaterland will ich zum Rest nicht leben:
 In Vaterland nicht ich zum Rest nicht leben.

Vöher unerschütterliches Mutgeiz von
 Hoffmann von Helldorff

Ein Kind an Herzen, doch an Mut
 ein Mann,
 Von reinem Sinn, ein Sänger
 hell und heiter,
 Schloß er, der Freiheit nimmer-
 müder Streiter,
 Aus Vaterland, aus teure, treu
 sich an.
 Verkannt der Viedermund, dem
 mit Entzücken
 Das Welt gelaucht, wenn bei der
 Decker Klang
 Er ihn von Freiheit, Lieb' und
 Frühling sang —
 Romm, Frühling, bald, ihm bald
 das Grab zu schmücken.



Photographie-Verlag von Knapf und Vogelmannhollstr. 2. Altona & Co. in München.
Liebesfrühting. Nach dem Gemälde von L. Schmutzler.

Sinksrheinisch.

Novelle

Hermine Billinger.

(Fortsetzung.)

Der Bierkuch stand auf dem Tisch, ein Teller mit Schinken und ein Glas mit Pfefferbeeren kam hinzu. Dumont ließ sich's schmecken und freute sich wie ein Kind über seine Kocherei.

„Mensch,“ sagte er zu dem ihm aufwartenden Burfchen, „was brauchen Sie denn deutsche Lieder da am Gitter zu singen?“

„Ich hab' mit angefangen, 's Mädel war's,“ sagte der Soldat, „sie heißt Theres, Herr Hauptmann.“

„So, so!“ Der Hauptmann erhob den Finger: „Ich bitte mir aus, die Mädchen in der Nachbarschaft ganz und gar in Ruh' gelassen, ganz und gar!“

„Sie macht aber immer 'Pfi! Pfi!', Herr Hauptmann.“

„Da ist man taub, mein Lieber; überhaupt, wenn man unter Leuten leben muß, die einen nicht leben können, bleibt nichts andres übrig, als sich durchaus exemplarisch anzuführen, denn das ärgert sie am meisten. Verstanden?“

Der Burfche bekam den halben Bierkuch, der ihn allerdings lieblich andufetzte, aber er war doch im Zweifel, ob ihm nicht das hübsche Mädel am Ende noch lieber gewesen wäre.

Nach dem Essen, das um zwölf Uhr stattgefunden, machte sich Dumont fertig zu seinem Besuch in der Familie seines Mietsherrn. Jeanne war vorbereitet; Martelet hatte es verstanden, sie in aller Schmeichelei zu überzeugen, daß sie den Deutschen unter allen Umständen empfangen müsse — ihm zuliebe, denn er habe sich verbürgt: Monsieur Merkle und seine Tochter würden ihn auf das lebenswürdigste aufnehmen.

„Wir sind ihm das schuldig,“ behauptete er, „denn er benahm sich auf das taktvollste, trotz der beschämenden Unlebenswürdigkeit des Kapitäns, der sich wie ein deutscher Bär gebürdete. Uebrigens, der Hauptmann ist auf alles vorbereitet, es braucht nur noch eines Wortes von Ihnen und er wird das Häuschen verlassen.“

So kam's, daß Jeanne bei dem Besuch des deutschen Offiziers zugegen war; sie wollte dieses Wort sprechen und wartete nur auf den Augenblick, um ihr Anliegen unauffällig an den Mann zu bringen. Sie hörte mit wohlgezogener Aufmerksamkeit der Unterhaltung zwischen ihrem Vater und dem Fremden zu, dabei die kühlste Zurückhaltung beobachtend, denn er sollte merken, daß man ihn in diesem Hause als Eindringling betrachte, was ihm aber zu Jeanne's Entrüstung gar nicht einfallen sollte. Böllig unbefangen, als ob sich jemand dafür interessiere, sprach er von seinem Leben im Elsaß und was er schon alles gesehen; durch dunkle Wälder war er gewandert, hatte halberfallene Burgen oben im Bergwald bestiegen und an den Ufern einsamer Bergseen gerastet. Jetzt hatte er vor, einer uralten Sage des Elsaß nachzuspüren: man sollte zur Zeit der kürzesten Nächte die Sonne im Westen versinken sehen können, wenn im Osten bereits die neu aufsteigende Sonne über dem Schwarzwald erleuchte.

Monsieur Merkle, der in seinem Leben noch keinen so kühnen Ranz kennen gelernt wie diesen Deutschen, sah da, die Hände in den Taschen, mit hochgezogenen Brauen und zuckenden Mundwinkeln. Jeanne blickte vor sich hin; es war ihr peinlich, diesen Fremden die Schönheit ihrer Heimat preisen zu hören.

Als er sich mit der Frage an sie wandte: „Wissen Sie nicht, was ein eifässiger Dichter singt,

Der Schwärzweid, die Barch,
Sie h'm si fränkl an;
E nachberliches Weje —
Sie sind si jugethon —“

sahob eine dunkle Blut in ihr Gesicht.

„Das ist vorbei,“ rief sie aus, „das ist vorbei; die Trümmer von der Belagerung Strahsburgs liegen zwischen Deutschland und dem Elsaß und werden uns ewig scheiden.“

„Glauben Sie?“ meinte der Hauptmann. „Ist nicht oben auf dem Turm des Münsters die französische Kanonenkugel von 1678 in feinerer Aufschrift verewigt? Sie hat doch auch nicht verhindert, daß sich seither die Generationen für gute Franzosen hielten. Lesen Sie doch, was Goethe in Wahrheit und Dichtung über das Elsaß schrieb; damals vollzog sich derselbe Prozeß wie jetzt, nur im umgekehrten Sinne. Ich glaube nicht, daß je etwas Schöneres über das Elsaß geschrieben worden ist. — Sie kennen doch Goethe, gnädiges Fräulein?“

„Ich habe nie ein deutsches Buch gelesen,“ gab ihm Jeanne zur Antwort.

„Da haben Sie viel nachzuholen. Ich werde Ihnen den Band mit dem Elsaß herüberschicken; erlauben Sie es mir, bitte. Lernen Sie uns Deutsche ein wenig kennen; wir sind nicht so schlimm. Sie werden sogar die Bemerkung machen, daß gar kein besonderer Unterschied herrscht zwischen den Menschen links und rechts vom Rhein. Mir geht eben ein neues Dasein auf mit diesem Goethe, und ich segne mein Mißgeschick, das mir erlaubt, auch einmal etwas andres zu treiben als Militärdienst.“

„So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen,“ sagte Monsieur Merkle, nachdem sich der Besuch verabschiedet hatte, „ein junger Mensch, der alten Sagen nachspürt und den Goethe liest!“

„Lächerlich,“ rief Jeanne aus, „ich möchte es wirklich mit ansehen, wie er da oben auf dem Belchen steht und weit und breit kein Wunder geschieht.“

Sie lachte laut auf, im Innern aber war sie unzufrieden mit sich selber; wie hatte sie nur die Hauptsache vergessen können: den Brief, die verpackte Bitte bei dem jungen Offizier anzubringen, welsch ein Gefallen ihr damit geschähe, wenn er das Gartenhaus wieder räumte.

Sie besann sich eben, ob die Sache nicht besser brieflich abzumachen sei, als ihr auch schon das Buch, von dem die Rede gewesen, heraufgebracht wurde. Sie dachte nicht daran, es zu lesen, nicht allein, weil Goethe unter die streng verbotenen Bücher des Klosters gehörte, sondern weil ihr überhaupt jedes Interesse am Lesen abging. Sie blätterte ein wenig in dem Buch, und als eine Visitenkarte herausfiel, hob sie dieselbe auf und las den Namen, der darauf stand.

Georg von Dumont, das paßte ebensowenig als Jeanne Merkle — Jeanne Dumont und Georg Merkle würden sich besser machen.

Damit legte sie die Karte in das Buch zurück; zugleich aber bemerkte sie da und dort an der Seite eines Blattes kleine rote Striche, und sie fing an, zu lesen, bloß aus Neugier, was diese Zeichen bedeuten sollten.

Jeanne bezog noch immer ihre Lustre aus dem Kloster, mit gewissenhafter Treue an dieser Gewohnheit festhaltend, denn ihr war im Kloster eingepreßt worden, daß ein schlechtes Buch die Seele verderbe. Sie las diese Bücher, in denen der Glaube und die Verherrlichung der Tugend die Hauptrolle spielten, ohne tieferes Interesse; sie erweckten wohl den Wunsch in ihr, ein so heiliges, frommes und selbstloses Leben zu führen wie ihre Nonnen im Kloster, aber noch nie war ihr Gemüt durch ein Kunstwerk, durch etwas wirklich Schönes und Großes in Mitleidenschaft gezogen worden.

Nun hielt sie den verbotenen, so übel beleumundeten Goethe in der Hand. „Ich will nur einmal hineinschauen,“ jagte sie sich; „wenn's recht schlimm kommt, kann ich das Buch ja weglegen.“

Sie hatte geglaubt, auf geschäftige Vourteile zu stoßen, denselben Zwiespalt vorzufinden, der jetzt die Gemüter beherrschte und sie feindlich trennte, Nichts von alledem. Der junge Wolfgang war kein einseitiger Deutscher; er sammelte eifässige Volkslieder und machte französische Verse; eine friedliche Welt voll ersten Strebens that sich vor ihr auf, und Jeanne, die sich von Goethe eine ganz schreckliche Vorstellung gemacht hatte, fand ihn langweilig. Es kostete sie durchaus keinen Kampf, das Buch zu schließen, mit der Absicht, es am andern Tag zurückzuschicken.

Statt ihr Vorhaben auszuführen, setzte sich Jeanne mitamt ihrem Buche im Laufe des Nach-

mittags in das kleine Gartenhäuschen von Holzrinde, dicht am Gitter des Nachbargartens; sie sagte sich, es sei hier am stillsten. Das war aber nicht die Wahrheit, sondern es nahm sie wunder, was ihr Vater und der deutsche Hauptmann an diesem Gitter so wichtiges miteinander zu verhandeln hatten, denn Monsieur Merkle, der sich sonst nur im Garten hatte blicken lassen, um der Arbeit des Gärtners nachzuspüren, ging mit einemmal alle Tage nach Tisch am Gitter des Nachbargartens auf und ab, die Zigarre im Mund, die Zeitung auf dem Rücken tragend, und unterhielt sich mit dem Hauptmann, der sofort in seiner Gartenarbeit aufhörte, um mit dem Nachbar zu lustwandeln.

Daß sich Jeanne in der Nähe aufhielt, wußten beide nicht; es führte ein schmaler Laubgang zu dem Gartenhäuschen; hinter demselben befand sich der breite Weg längs des Gitters.

Man muß immer rechnen, demonstrierte Monsieur Merkle in den Nachbargarten hinüber, „und darum die Menschen erziehen, zur Tüchtigkeit zwingen, ihnen den Daumen aufsetzen, bis ihnen die Mädel in Fleisch und Blut übergegangen ist; das allein bringt Nutzen. Gehen Sie einmal in mein Arbeiterviertel und sehen Sie sich die Wohnungen, die Gärten und vor allen Dingen die Kinder an — gesunde, kräftige, lebensfähige Kinder, keine aufgeschwollenen, kranken, erbärmliche Geschöpfe, wie sie unter den Arbeitern so vieler anderer Fabriken anzutreffen sind. Und warum? Ich Sorge dafür, daß die Väter nicht trinken; mir entgeht keiner, der mit einem Rausch beikommt; fort mit ihm, ohne Erbarmen, bei mir ist kein Platz für Trunkenbolde. Das Mitleid mit den Schlechten ist der Untergang der Guten. Ich habe Feinde, viele Feinde, denn vom Wein lassen sie nicht gern, aber zum Streifen haben sich meine Leute noch nie herbeigelassen, nicht um meinetwillen, sondern weil jeder ein Stüchchen Scholle sein eigen nennt, weil er sein selbstgepflanztes Gärtchen, sein Haus, in dem er Herr und Meister ist, nicht aufs Spiel setzen möchte. Natürlich, noch besser haben, den Besitz und die Freiheit dazu, das wär' ihnen schon recht — und sie sind schlau, aber ich bin noch schlauer. Find' ich da am Weg eine alte Großmutter mit ihrem Entfelnd, das im Sand spielt, und sie betet und betet, mit ihrem Rosenkranz zwischen den Fingern, Tag für Tag. Ich frage sie einmal: Was betet Ihr so viel, alte Frau? „I bet' sagt sie, daß mi Entfel sei' Süßeri ward.“ — So, dem! ich, holla! und komme zufällig vorbei, wie die Familie der Alten beim Abendessen sitzt — eine starke Familie, auf mehr als dreißig Mark im Tag besser sich ihr Einkommen. Sie haben ihren Stalbsbraten aus dem Tisch und zwei Schüsseln mit jungen Gemüsen. „hm,“ sag' ich, „die hab' ich heut auch zum erstenmal gegessen.“ Darauf steigt mir so was in die Nase, und es steht doch keine Fische auf dem Tisch, nur eine großmächtige Kaffeeanne; ich schau' ein wenig hinein — nun ja, guter schwerer Wein ist drin, wie er bei mir nicht täglich auf dem Tisch kommt. Und haben sie glücklich ihren ganzen schönen Verdienst durch die Gurgel gejagt, so nennen sie's Arbeiterelend. Drum rechne ich so: Zucht, strenge Zucht, die allein schafft tüchtige Menschen.“

„Es muß aber auch heitere geben, lebenswürdige, fröhliche,“ meinte der Hauptmann, „nicht allen ist die Mute zuträglich — glauben Sie mir, Herr Merkle.“

„Ich glaube überhaupt nichts als das, was ich sehe, und das nicht einmal,“ fiel ihm der Nachbar ins Wort. „Lachen Sie nicht, ich bin ganz gut bei diesem Grundfaß gefahren; Sie hätten gewiß jene Kaffeeanne, die so ehrbar auf dem Tisch stand, für eine brave Kaffeeanne gehalten, es war aber Wein drin. Wenn man recht zuschaut im Leben, so erfährt man, daß es überhaupt eine ungeheure Betrugsanhaft ist, und man thut wohl, sich von vornherein auf das Schlimmste gefaßt zu machen; das ist die beste Rechnung, die immer stimmt.“

„Es könnte aber auch einer ganz die entgegengelegten Erfahrungen gemacht haben,“ meinte der Hauptmann, „wie dann?“

„Haben Sie Ihre Erfahrungen untersucht?“ fragte Monsieur Merkle, „wissen Sie bestimmt, daß Sie nicht schwarz für weiß und weiß für schwarz genommen haben?“

„Ich weiß nur, daß ich von klein auf recht auf

die Güte der Menschen angewiesen war, und doch es mir immer gut gegangen ist. Ich bin früh verwohnt gewesen; man steckte mich ins Kadettenhaus. Wenn nun die Ferien herankamen, so war ich der einzige, der niemand hatte, auf den sich weder ein Vater noch eine Mutter freute. Aber das ist mir kaum zum Bewußtsein gekommen, denn unter meinen kleinen Kameraden entstand jedesmal ein wahrer Wettstreit, welcher von ihnen mich in den Ferien mit nach Hause nehmen dürfte. Ich lernte so das Familienleben unter allen möglichen Verhältnissen kennen, ich fand es wunderschön, denn nie hat es mich je ein Mensch empfinden lassen, daß die Freuden, die ich genoss, mir ja eigentlich nicht zuzamen. Sie dürfen es mir also nicht verdenken, wenn ich an das Gute im Mensch glaube und, statt mit dem Schlimmsten zu rechnen, einfach auf meinen guten Stern vertraue.“

„Nun!“ fuhr Monsieur Merkle auf.
„Glauben Sie an die Unfehlbarkeit Ihrer Berechnungen?“

„Unbedingt.“
„Sehen Sie, das halte ich für Nunn.“
Monsieur Merkle lachte kurz auf; es war ihm plötzlich etwas in den Hals gekommen, er räusperte sich, grüßte und schob davon.

Wie schade, dachte Jeanne in ihrem Hütchen, wie manches könnte man doch von der Welt lernen, wenn unsre Herren auch von andern Dingen als Baumwolle und Jagd zu klauen verständen.

Sie hörte ihre Stage drüben im Nachbargarten mianen und trat rasch ans Gitter, um ihr zu rufen. Mit Bichtigkeit kam auch der Hauptmann; ganz unbefangen trat er heran, als sei das völlig in der Ordnung, begrüßte das Fräulein, während ihm die Stage zutraulich um die Weine strich, und zeigte nicht die geringste Verlegenheit, obwohl seine Hände ganz erdig waren.

„Da haben Sie ja unsern Goethe,“ sagte er freudig, „sind Sie schon sehr weit damit? Haben Sie gelesen, welchen Eindruck ihm das Münster gemacht, und ist es nicht wunderbar, wie er einzig durch seine genaue Beobachtung erkannte, daß der eine Turm nicht ausgeführt war und ihm etliche Turmspitzen fehlten?“

„Ich danke Ihnen für das Buch,“ sagte Jeanne, „ich darf es Ihnen wohl hier zurückgeben.“

„Sie können doch nunmehr schon fertig damit sein?“

„Nein, ich —“
„Dann nehme ich es auch nicht zurück; wirklich, mein gnädiges Fräulein, lernen Sie unsern Goethe kennen; es ist freilich nicht so leicht, seine einfache Größe und Tiefe machen Ansprüche an den Leser; ein oberflächlicher Mensch wird ihn einfach langweilig finden; mir ging's auch so im Anfang, aber man muß nur ausbarren, mit einermal fühlt man, wie das Verständnis wächst, und dann läßt es einen nie wieder los.“

„Wie haben Sie nur preussischer Offizier werden können?“ fragte Jeanne.

Der Hauptmann sah sie mit seinen sonnigen, braunen Augen lächelnd an: „Das leidige Vorurteil! Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, in jeder Uniform steckt ein Mensch, der seine ureigene Natur hat, seine Anlagen im guten und bösen Sinne. Die gemeinsamen Lebensbedingungen und die dazu gehörenden Formen machen uns äußerlich ähnlich. Aber in allen streiten herrlichen gewisse Formen, geben Sie nur einmal acht; in Wahrheit sind sich die Menschen überall gleich.“

Jeanne sah vor sich hin: „Man weiß sich so manches zu erzählen, wie unbillig, wie hart oft diese Fremden gegen uns vorgehen, weil wir uns zurückhalten, weil wir noch heute denken wie vor fünf- undzwanzig Jahren. Ich werde nie anders denken.“

„Was sind fünf- undzwanzig Jahre!“ entgegnete der Hauptmann. „Senswärts des Rheins, im Rheinischen, wohnt ein Völklein, das hängt noch heute mit allen Fasern seines Herzens am Hause Oesterreich, dem es einmal, es sind bald hundert Jahre her, zugehört hat — Ihre Stammesverwandten, gnädiges Fräulein; ich, ein geborener Freiburger, zähle auch mit dazu. Das arme Volk hat von jeher unter der Bähigkeit seiner alemannischen Treue zu leiden gehabt, das ist doch schöner, als wenn es ein weiterwändisches Volk wäre.“

Jeanne bekam einen plötzlichen Schreck; das ging doch nimmermehr, daß sie, wie ihr Vater, hier am Gartengitter lange Gespräche mit dem Nachbar führte! In ihrer Verlegenheit rief sie noch einmal nach ihrer Stage, neigte flüchtig das Haupt und schritt mit ihrem Buch davon. Sie schalt mit sich selber, daß sie abermals die Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, dem Eindringling zu verstehen zu geben, daß man ihn los zu sein wünsche. Allein trotz ihrer Unzufriedenheit mit sich selber, Mademoiselle Jeanne sah nun jeden Nachmittag im Gartenhäuschen am Gitter und lauschte den Gesprächen zwischen dem Fremden und ihrem Vater. Sie sagte sich, dies sei die beste Manier, ihre Welt- und Menschenkenntnis zu bereichern, und bildete sich ein, ihr Vater wisse von ihrem Aufenthalt im Hütchen; er war allerdings einmal durch den schmalen Laubgang gekommen und hätte Jeanne auf ihrem Platz sehen können. Allein der Fabrikherr sah weder rechts noch links, er hatte weiter nichts im Sinn, als sich mit dem Hauptmann zu unterhalten; er wollte diesen Menschen kennen lernen, denn er mußte vielleicht in nicht allzu ferner Zeit dessen Hilfe in Anspruch nehmen. Monsieur Merkle besand sich zum erstenmal in seinem Leben in der Lage, einer Sache nicht Meister zu werden. Diefelbe betraf Jean Gilibert; kein Mensch begriff, was Monsieur Merkle veranlassen konnte, eine solche Langmut für den jungen Mann an den Tag zu legen. Jean war allerdings ein ausgezeichnete Arbeiter, im übrigen aber lebte er sich fortwährend gegen die Bornunndschafft seines Prinzipals auf. Dieser hatte die Sparsbücher seiner jungen Leute in Verwahrjam und zog ihnen die Hälfte ihres Gehalts ab, den er auf Zins anlegte.

Jean erklärte, er wolle sein Geld selbst verwalten, er könne das so gut wie Monsieur Merkle. Er bestand darauf, seine Dienstzeit jetzt schon anzutreten, obwohl sein Prinzipal wünschte, daß er damit bis zu seiner Einderung warten möge. Jean erklärte, er wolle die Sache sobald wie möglich hinter sich haben, und verharre in seinem Eigensinn.

Monsieur Merkle kam schließlich auf den Gedanken, mit dem Hauptmann über die Sache zu reden; allein obgleich er täglich aus Gartengitter kam, war er noch immer nicht mit seinem Anliegen herausgerückt.

Wäre Jeanne nicht von ihren eignen Erlebnissen so benommen gewesen, die Unruhe und Jertrentheit des Vaters hätten ihr auffallen müssen. Sie hatte sich allen Ernstes in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ vertieft — aus Ehrgeiz, um dem Nachbar sagen zu können: ich habe das Buch gelesen. Sie las den halben Tag, nur um fertig zu werden; ihr Interesse wurde jedoch plötzlich wach, als Friederike von Seseheim in Goethes Leben auftauchte; da kam ihr das Verständnis, und Jeanne sah mit glühenden Wangen über ihren Buch und konnte sich kaum mehr von ihm trennen.

Auch wenn sie im Garten zwischen den herrlichen, in vollster Blüte stehenden Magnolienbäumen dahinschritt, war sie nicht mehr allein, die Gestalten, deren Schicksal sie ergriffen hatte, begleiteten sie und erfüllten ihr Gemüt mit Unruhe und Sehnsucht. Sie war in den Zauberkreis dieses Buches geraten, sie wußte nicht wie; eine Wanderlust überkam sie, der Wunsch, ihr geliebtes Volk, das Goethe mit so innigem Verständnis geschildert, von der Plattform des Münsters überschauen zu dürfen. Sie glaubte, die Unruhe, das Drängen und Sehnen in ihr wäre dann gestillt, und bat ihren Vater um die Erlaubnis, ihre Tante Juliette in Straßburg besuchen zu dürfen. Monsieur Merkle hatte nichts dagegen einzuwenden; vielleicht hätte er zu einer andern Zeit sich Gedanken darüber gemacht, was Jeanne wohl mit einermal zu ihrer Tante trieb.

Die Schwester Monsieur Merkles, die sich nach dem Tode ihres Gatten nach Familienanhang geseht hatte, hielt es nur ganz kurze Zeit in dem kleinen Fabrikstädtchen aus; die Langweile und das strenge Regiment ihres Bruders trieben sie schleunigst in ihr geliebtes Straßburg zurück.

Jeanne besuchte ihre Tante zuweilen, diese kam auch zu ihr, allein das stille, zurückhaltende Mädchen und die berbe, überlaute Straßburger Bürgerfrau waren zu verschiedener Natur, als daß sie wohlthuend aufeinander hätten wirken können.

Trogdem hingen sie aneinander, und die alte

Dame schrie, daß man's durchs ganze Haus hörte, bei dem unverhofften Besuch der Nichte.

Jeanne verließ mit Absicht am andern Morgen die Frühmesse, die ihre Tante regelmäßig zu besuchen pflegte, um später ohne Begleitung in die zweite Messe gehen zu können.

Das junge Mädchen, das, französischer Sitte gemäß, sonst nie allein ausging, sah kein Arg darin, das wenige Schritte vom Hause ihrer Tante gelegene Münster allein zu besuchen. Sie machte sich auf den Weg, im Arm den Goetheband, der mit einem Umschlag versehen war, auf dem „Récit d'une religieuse“ stand. Statt in die Messe zu gehen, besah sie die Plattform des Münsters. Dieses erste selbständige Unternehmen übte einen geheimnisvollen Reiz auf Jeanne aus; ihr war froh und doch auch wieder ängstlich zu Mut, als koste sie ein verbotenes Vergnügen.

Sie stand endlich oben, atemlos. Der Wind spielte in ihrem Haar, ihre großen leuchtenden Augen schauten wie weltentrückt in die sonnenbeschienene Landschaft hinaus. Ja, das war noch alles so, wie sie es in dem Buche, das vor ihr auf der Brüstung lag, gelesen; diese unendliche Masse der kleinen Wäde, die sich zwischen den hohen und niedrigen Bergen hindurch schlängelten und bligten und blinkten, wohin das Auge sah, und das helle mannigfaltige Grün längs der Ufer des mächtig dahinjagenden Rheinstroms. Dort drüben lag der Schwarzwald —

Der Schwarzwald, die Bays, Sie ihn F. handelt an, sagte sie halblaut vor sich hin.

„Nicht wahr, nicht wahr, mein Fräulein?“ rief eine Stimme neben ihr. „O, wie freue ich mich, diese treuerzigen Worte hier oben aus einem deutschen Munde zu hören!“

Und Jeanne, die erschrocken aufblickte, gewahrte einen alten, weißhaarigen Herrn, der ihr freundlich zunickte und dann die Hand über die Brüstung des Turmes ausstreckte mit den Worten: „Wenn doch diese halbsarrigen Gsässer endlich ein Einsehen haben wollten!“

Da schob dem jungen Mädchen eine heiße Wutwelle bis in die Haarpitzen: „Pardon, monsieur, je suis Française.“

Sie bemerkte noch den betroffenen Blick des Herrn, eine plötzliche Unhöflichkeit überkam sie, und wie ein Kind, das man auf einem Unrecht ertappt, schob sie die unzähligen Treppen des Münsterturms hinab.

Zu Hause angekommen, rüstete sie sich unverzüglich für ihre Pariser Reise. So oft noch irgend etwas sie bedrückte oder beunruhigte hatte, im Kloster war ihr durch den Zuspruch ihrer lieben Nonnen immer wieder der Friede gekommen. Das Erlebnis auf dem Turm hatte sie plötzlich zu sich selber gebracht, und mit Schrecken sah sie, wohin sie gekommen war durch das Lesen eines verbotenen Buches, durch den Verkehr mit einem Menschen, dessen freie Ansichten so verderblich auf ihren Seelenfrieden gewirkt hatten. Sie wollte beistehen, ihren frommen Erzherinnen alles sagen und gerne jede Buße auf sich nehmen!

Sie sagte zu den beiden Hausfreunden, die gekommen waren, sich von ihr zu verabschieden:

„Ich hoffe zuversichtlich, den Fremden bei meiner Rückkehr nicht mehr vorzufinden.“

Martelel versprach: „Sie können ohne Sorgen sein, Mademoiselle.“

Und als der Kapitän ihm mit vorwurfsvoller Miene zurief: „Sie fehren alle Tage drüben on, und es bleibt immer beim alten —“ erklärte Martelel:

„Wir kommen ans Ziel; ich bitte Sie, Mademoiselle, verbieten Sie ihm, sich in die Sache zu mischen; wir müssen höflich auseinander kommen, und dazu braucht es Zeit. Niemand kann schuldiger wünschen, diesen Hauptmann nicht nur aus dem Gänsehen, sondern auch aus dem Lande zu haben. Denn, glauben Sie mir, die Deutschen können uns nicht mehr schädigen, als indem sie uns Leute schiden, die unsre natürliche Voreingenommenheit durch ihren Charakter und Herzensstakt zu überwinden verziehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Kuhmandl des
Kollereibetriebes.

Infabrik.

Die deutsche Milchwirtschaft in der Gegenwart.

Mit acht Abbildungen.

Ein glänzendes Beispiel des mächtigen Aufschwunges unserer Landwirtschaft und ihrer großen technischen Vervollkommnung zeigt uns die deutsche Milchwirtschaft. Vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten lag dieser wichtige Wirtschaftszweig noch tief darnieder, während er heute bereits einen Grad der Entwicklung erreicht hat, der die höchsten Erwartungen von früher weit hinter sich läßt. In vielen und großen Gebieten Deutschlands lieferte die Milchwirtschaft bis vor etwa fünfundsiebenzig Jahren nur sehr unbedeutende Reinerträge im Vergleich zu dem allgemeinen Ertrag der Landwirtschaft. Sie



Erzeption.

ist jetzt sogar vielfach zum Stützpunkt der ganzen Landwirtschaft geworden und gleicht die enorme Einbuße aus, die der Ertrag aus dem Getreidebau durch den Rückgang der Kornpreise erlitten. Eine natürliche Folge hiervon war die verbesserte Rindviehhaltung und überhaupt ein Aufblühen der Viehzucht, wie wir es jetzt überall konstatieren können. Durch eine rationellere Bewirtschaftung des Viehes und Weidelandes, verbunden mit einer reichlicheren Ernährung des Milchviehes, wird jetzt eine ungleich größere und bessere Milchmenge erzielt als früher. Auch die Zahl des Milchviehes ist, wie die Ergebnisse der periodisch stattfindenden staatlichen Viehzählung zeigen, in dem Zeitraum der letzten zwanzig Jahre in Deutschland um fast eine Million gestiegen, nämlich von 8.961.221 im Jahre 1873 auf 9.946.164 im Jahre 1893, abgesehen von Kalbern, Jungvieh und Stieren.

Aber diese erstaunlichen Fortschritte auf einem bisher arg vernachlässigten Wirtschaftszweige in so kurzer Zeit waren nur möglich durch die thätigste, zielbewusste Arbeit tüchtiger Männer der Wissenschaft und Praxis. Männer wie Benno Martini, Dr. Fleischmann, Dr. Julius Kühn, Oekonomierat Peterßen und andre haben ihre Namen unauslöschlich mit der Geschichte der deutschen Milchwirtschaft verknüpft. Doch auch dem Anstande, insbesondere dem auf diesem Gebiete weit vorgeschrittenen Dänemark, ist — was nicht verschwiegen werden darf — manche bedeutungsvolle Anregung und manche wertvolle Anregung zu danken. Wenn wir uns einen Kollereibetrieb von früher vergegenwärtigen und mit dem der Jetztzeit vergleichen, so muß

nen Satten längere Zeit — je nach der Jahreszeit 24 bis 48 Stunden — haben gelassen und der inzwischen nach oben abgelaufene Rahm dann mittels Schöpfstößel abgenommen, eine Arbeit, die mit der Hand geschehen mußte, bei einem größeren Betriebe erklärlicherweise viel Zeit in Anspruch nahm und auch nur ein recht unvollständiges Resultat ergeben konnte.

Verschiedene Versuche, das Aufnahmeverfahren zu vereinfachen, wie zum Beispiel von Destimon und andre sie unternahmen, waren nur wenig erfolgreich. Erst das sogenannte Schwarzische Aufnahmeverfahren, das schon seit 1864 in Schweden und Norwegen zur Anwendung kam, aber erst im Jahre 1875 über Dänemark Eingang in Schleswig-Holstein und Norddeutschland fand, konnte man als einen nennenswerten Fortschritt betrachten. Es bestand darin, daß man statt der breiten und flachen Satten schmalere und bedeutend tiefere Gefäße aus verzinnem Eisenblech benutzte und die zur Aufschwämmung bestimmte Milch in diesen in mit kaltem Wasser oder Eis gefüllte Behälter gestellt

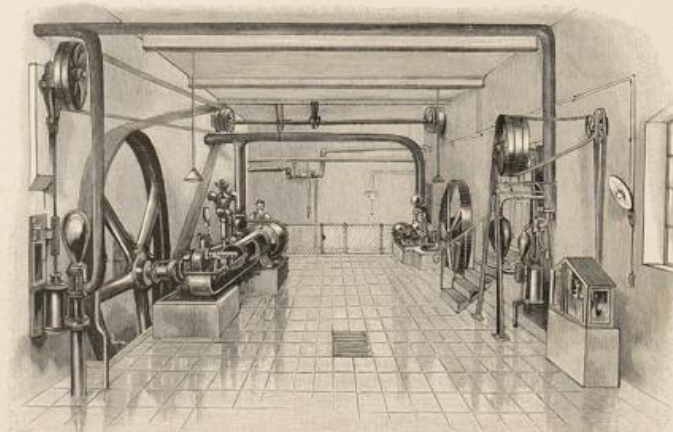


Kannegieß der Beckenmilch.

man die damaligen Einrichtungen zur Verarbeitung der Milch und Herstellung der Butter geradezu lässlich nennen. Von der Erzeugung feiner Produkte und voller Ausbeutung der Milch konnte niemals die Rede sein. Ueberall war, wenn auch in der Form verschieden, das alte Sattenaufnahmeverfahren üblich. Die gemommene Milch wurde in flachen hölzernen oder blecher-

wurde. Die dadurch hervorgerufene Temperaturerhöhung förderte die Ausscheidung des Rahmes ganz erheblich, so daß die Dauer des Verfahrens wesentlich verkürzt wurde und das erzielte Produkt sich auch dadurch von etwas feinerer Beschaffenheit erwies als nach dem alten Sattenverfahren.

Eine totale Umwälzung des Kollereibetriebes brachte erst die allerdings schon früher versuchte, aber bis dahin noch immer mißlungene Verwirklichung des Gedankens, durch die Zentrifugalkraft eine schnelle und vollständige Trennung des Rahmes von der Milch zu bewirken. Im Jahre 1876 gelang es dem bekannten Ingenieur Schmidt, dieses große Problem zu lösen und die erste Milchzentrifuge zu bauen. Doch hatten dieselben noch mancherlei Mängel an, deren Beseitigung erst nach und nach möglich wurde. So gelang es dem Schweden de Laval zuerst, die Milchzentrifuge kontinuierlich arbeiten zu lassen, und damit erst war das größte Hindernis ihrer allgemeinen Einführung beseitigt. Weitere bedeutende Verbesserungen an dieser für die gesamte Milchwirtschaft epochemachenden Erfindung, sowie an anderen wichtigen Hilfsmitteln und Einrichtungen des Kollereibetriebes haben dann das Ihre dazu beigetragen, denselben auf die jetzige Höhe zu bringen. Wo nicht etwa ein allgemeiner Milchverkauf nach größeren Städten oder Industriebezirken stattfindet, dürfte es heute kaum noch ein Dorf oder ein größeres Gut geben, das nicht seine eigene, durch Dampf- oder elektrische Energie getriebene Milchzentrifugemaschine besäße oder an einem mit denselben ausgestatteten Kollereibetriebe in der Nachbarschaft beteiligt wäre.



Milchzentrifuge.



Butterbearbeitungsraum.

Ein hohes Verdienst an dieser schnellen und großartigen Entwicklung des Molkereiwesens gebührt unstreitig dem Vereins- und Genossenschaftswesen, indem dieses sich thätiglich zum Träger der ganzen Reformbewegung gemacht. Zu erst und in großem Umfange entstanden in Schleswig-Holstein, dann auch namentlich in den Provinzen Hannover, Ost- und Westpreußen, Pommern, Westfalen und mehr oder weniger in fast allen Teilen Deutschlands Genossenschafts- und Sammelmolkereien, deren Gesamtzahl man kürzlich mit mehreren Tausend kaum zu hoch veranschlagen würde.

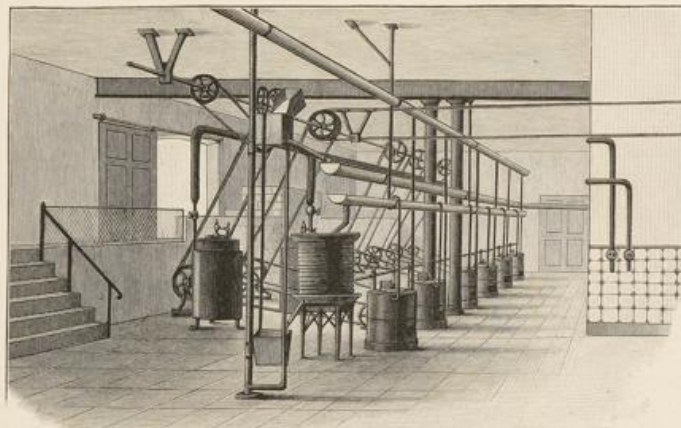
Nachdem wir diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, soll es nunmehr unter Aufgabe sein, den modernen Molkereibetrieb eingehender zu schildern. Wir haben zu dem Zwecke eine der größten und bestingerichteten Molkereien Norddeutschlands — die Anlagen der Molkereigenossenschaft Helzen, Provinz Hannover — besucht und an Ort und Stelle die großartigen Einrichtungen eines auf der Höhe der Zeit stehenden Molkereibetriebes kennen gelernt. Unter Bericht wird sich daher im weiteren auf die Wiedergabe der hier empfangenen Eindrücke beschränken.

Bei dem Eintritt in die Betriebsräume berührt man zunächst den Raum, wo die Annahme der Vollmilch stattfindet. In einem Betriebe von dem Umfange des in Rede stehenden, wo das täglich zur Anlieferung gelangende Milchquantum 16—20 000 Liter beträgt, sind natürlich alle Einrichtungen getroffen, die Entgegennahme der von mehreren hundert Guts- und Bauernhöfen täglich angelieferten Milch möglichst zu vereinfachen.

Die Anlieferung der Milch geschieht in früher Morgenstunden. Wo- und während drängen sich dann mächtige, milchbedeckte Rollwagen an der in einer Ausdehnung von über 30 Metern am Hauptbetriebsgebäude sich hinziehenden heizernen Rampe. In den Annahmeräumen gebracht, wird die Milchmenge gleich gemessen und ordnungsmäßig gebacht, sodann geleicht (filtriert) und nun zunächst, behutsam Vernichtung aller in ihr enthaltenen Krankheitskeime, pasteurisiert (geleicht) in speziell zu diesem Zwecke konstruierten Apparaten, den sogenannten Pasteuren, zwischen deren doppelten Wandungen von starkem verzinstem Kupferblech sich durch Dampfdruck stark überhitztes Wasser befindet. Ein in der Milch thätiges Küchverlet sorgt dafür, daß die Erhitzung derselben eine vollkommen gleichmäßige ist. Nach Beendigung dieser aus hygienischen und sanitären Gründen notwendigen Prozedur — die aber leider noch nicht in allen Molkereien in Gebrauch ist — wird die Milch durch Rohrleitungen in gleichmäßigen Strömen sechs großen Milch-entrahmungsmaschinen moderner Konstruktion zugeführt, deren Surren als ein ohrenbetäubendes Geräusch die Räume erfüllt. Durch die mit der rasenden Geschwindigkeit von

2800 Umdrehungen in der Minute kreisenden Innenkörper der Zentrifugen wird die Entrahmung der Milch bewirkt, und zwar bewirkt die einzelne Zentrifuge per Stunde das bedeutende Quantum von 1400 Litern.

Der von den Zentrifugen abgetriebene Rahm wird gleichzeitig von denselben durch Steigerohre circa 1 1/2 Meter hoch getrieben und in dieser Höhe von der schwebenden



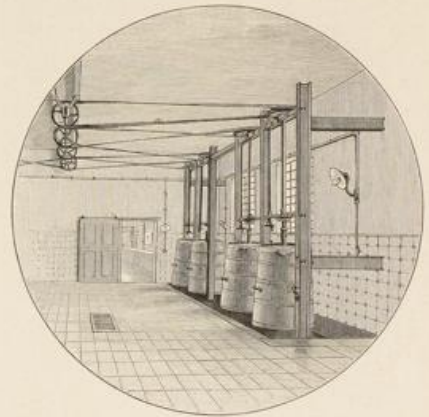
Milchenträhmungsmaschinen (Zentrifugen).

Rahmrinne aufgenommen und zunächst über größere Rührvorrichtungen geleitet, von hier aus dann durch ein fortwährend arbeitendes Nebenerlet wieder in eine höher gelegene zweite Rinne gebracht, durch die er endlich in die großen, in Wasserbädern hängenden Rahmwannen abfließt.

Gleich dem Rahm wird auch die entrahmte Milch von der Zentrifuge in eine 3 bis 4 Meter hoch liegende Leitungsrinne getrieben, von wo sie über Rührapparate in die Rührleitung geführt und hier den Genossenschaftlern nach Maßgabe des gelieferten Quantums Vollmilch zurückergeben wird, um im

landwirtschaftlichen Betrieb, vorwiegend zur Fütterung und Aufzucht von Kälbern und Schweinen, lohnende Verwendung zu finden.

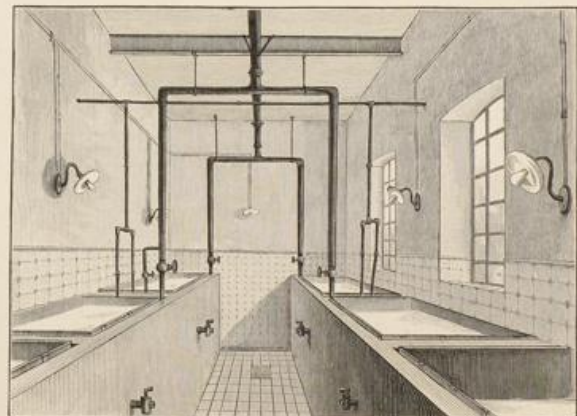
Der Rahm verbleibt unter Verwahrung der erreichbar niedrigsten Temperatur in den Rahmwannen bis zum nächsten Morgen, um dann in die zweite Betriebsabteilung überzugehen. Hier stehen vier mächtige Butterfässer aufgestellt, deren jedes 300 Liter Rahm zu fassen vermag. Der eigentliche Buttererzeugungsprozeß, beziehungsweise die Scheidung des Rahmes in Butter und Buttermilch, wird durch ein in jedem Butterfaß thätiges, mittels Dampfkraft getriebenes Schlagwerk bewirkt. Nach Entnahme der



Butterfässer.

Butter wird die zurückbleibende Buttermilch, gleichwie vorher die abgetrahmte Milch, an die einzelnen Genossenschaftler zurückgegeben und ebenfalls entweder im Haushalt oder zur Viehfütterung und Aufzucht von Jungvieh verwendet.

Die gewonnene Buttermasse gelangt von den Butterfässern mittels hölzerner Rollwagen in den großen Butterbearbeitungsraum, wo erst eine mehrfach wiederholte, handverwandige Bearbeitung erforderlich ist, bevor das fertige Produkt abgeben werden kann. Zunächst kommt die Butter auf Rührmaschinen. Es sind das große Buchenholzscheiben, um deren Mittelpunt sich angeordnete Hartholzwalzen strahlenförmig herumdrehen. Durch diese wird der noch in der Butter verbliebene Gehalt von Buttermilch vollständig herausgearbeitet, während gleichzeitig drei Prozent Salz hinzugegeben werden. Diese Prozedur



Rührung und Hebung des Rahms in die großen Rahmwannen.

des Knetens wird, insbesondere der gleichmäßigen Verteilung des Salzes wegen, am selben Tage nochmals vorgenommen, worauf die Butter über Nacht ruht. Am nächsten Morgen wird sie dann abermals geteilt, bis die letzte Spur von Salz-wasser entfernt ist. Geschälte Meierinnen besorgen dann gleich das Abwiegen der Butter in einzelne Pfundstücke, die, durch eine Formmaschine in Backsteinform geformt, so-dann in sauberem Pergamentpapier eingeschlagen und, ent-sprechend den Anforderungen der Konsumenten, in Post-fischen von je acht Pfund Inhalt verpackt werden.

In dieser Gestalt geht die Butter in die Verfab-rication oder Expedition über, um noch am selben Tage durch die Post befördert zu werden.

Es ist erklärlich, daß ein Molkereibetrieb, der so alle denkbaren Vorbedingungen zur Erzeugung eines notwendigen Produktes erfüllt und durch die erzielte günstige Ausschüttung aller Krankheitsreize in gesundheitlicher Beziehung den denk-bar höchsten Anforderungen entspricht, um den guten Absatz der Butter nicht verlegen zu sein braucht. Fast die gesamte Butter-produktion wird im Postverkehr direkt an die Konsumenten abgesetzt. Wie wir hören, hat die Molkerei im vorigen Jahre 45—50 000 Postfische Butter verandt. Ueberhaupt hat der direkte Butterverkehr an die Konsumenten in den letzten Jahren allgemein eine so bedeutende Ausdehnung genommen, daß die Molkereien diesem Umstande durch be-sondere, zweckdienliche Einrichtungen in jeder Weise Rech-nung zu tragen schon im eignen Interesse sich veranlaßt sehen.

Von den übrigen Räumen der Molkerei ist noch der Kesselraum mit zwei horizontalen Blamrohrdampfesseln von zusammen 63 Quadratmeter Heizfläche zu erwähnen und ferner der Maschinenraum, in dem zwei Dampfmaschinen von zusammen 68 Pferdekraften, sowie zwei Elektromotoren von je einer Pferdekraft angebracht sind. Für die nöthige Kraftverzeugung ist somit in hütchenbüchender Nähe ge-sorgt. Die gesamten Betriebs- und Wohnräume des mäch-tigen Baus sind überdies mit elektrischer Beleuchtung und Dampfheizung ausgestattet.

Moderne Lyrik.

Frühlings Einzug.

Der Frühlings steht am Himmelsthor
Und läßt die Götter gehn;
Da weht ein frischer Wind hervor
Und weist ihm die Gänge.

Und leise, lächelnd kommt ins Land
Der Frühlings nur geschritten;
Es grünt am seines Kleides Rand
Und unter seinen Tritten.

Unflößen ist sein goldnes Haar
Von Sonnencheinergeweben;
Er kommt mit einer Vogelschar
Und bringt ein neues Leben.

Man steigt er schon den Berg hinan,
Vogelrei von der Sonne;
Er rührt die fahlen Zweige an,
Da schwellen sie vor Wonne.

Er öffnet leis die Lippen nur
Und atmet tief ein Weiden;
Da grünt und blüht es auf der Flur,
Da duftet es von Weiden.

Er streckt entogen mir die Hand:
Ich folle mit ihm gehen.
So kommt der Frühlings in das Land!
So hab' ich ihn gesehen!

Elisabeth Meier-Schmidt.

Die Genesene.

Der Frühlings naht, die linden Lüfte wehen,
Befreiungsdrom sprengt des Winters Nacht, —
O, könnt' ich jetzt der Vögel Lied verstehen,
Was sagen sie mir nur bei Tag, bei Nacht?

Es schmolz der Schnee, es spiegelt in den Seen
Sich wider voll und blau des Himmels Pracht,
O, könnt' ich jetzt der Wellen Lied verstehen,
Was singen sie mir nur bei Tag, bei Nacht?

Und lauch' ich ihnen wirklich denn vergebens?
Nein, nein! Was um mich jubelt, jauchzt und lacht,
Es ruft: „Da lebst, so freue dich des Lebens!“
Und froh denn sei mein Herz, bei Tag, bei Nacht!

Robert Waldmüller.

Wetterleuchten.

Sterbliche Wolken schimmern hell;
Matt funkeln vereinzelte Sterne.
Ein Wetterleuchten, feuerhell,
Zuckt auf in dümmender Ferne.

Die flammende Urkraft, abends spät
Von der Tageschwüle geboren,
Dies Feuertwetter, das rasch vergeht,
Im Grenzlofen verwehrt.

Gemahnt an deine Liebe mich,
Die einst in heißen Stunden
So blendend kam, so jäk verblüht
Und längst in Nacht entschwinden.

Marimilian Bern.

Margit.

In deinen schönsten Mädchentagen,
Als du zum erkmahl geliebt,
Hat man dich ja hinausgetragen,
Dort wo es keine Nickerzeit gibt.

Drum wenn die Nachtigallen schlagen
Bei Mondenschein und Friedebucht,
Ringt sich ein sehnstuchvolles Klagen
Empor aus deiner frischen Brust.

Carl Grötz.

Die Violin-Klavier-Sonate.

von

G. Wittling-Dresden.

Wenn eine Richtung ihre den gegebenen Verhältnissen gemäß höchste Stufe erreicht hat, so stellt sich natürlicherweise ein Stillstand ein. Das war auch nach Tartini's Wirksamkeit der Fall. Seine zahlreichen Schüler haben sich zwar um die Ausbreitung und weitere Ent-wicklung des Violinistens sehr verdient gemacht, allein die Ent-wicklung der Violinsonate als Gattung nur mit des Meisters Werken wie abgeschlossen, denn die vereinzelten Erscheinungen dieser Art von seinen Nachfolgern erreichten im besten Falle kaum die Schöpfungen des genialen Mannes. Das hohe Ziel, das er durch seine immerwährende Beharrlichkeit, sein genaues Denken und fruchtbares Schaffen erreicht hatte, mußte noch lange für seine Nachfolger als Mittel zu ihrer eignen Bildung dienen. Dazu kam die allmähliche Aus-breitung der Klavierfonate, wodurch die Violinsonate von ihrem herrschenden Einfluß etwas einbüßte; bis dann end-lich beide Instrumente einen Bund miteinander schlossen, womit der Musikwelt die „Violin-Klavier-Sonate“ gegeben ward. Das diese letztere schon vor Tartini's ruhmvoller Erfindung einen großmächtigen Vorläufer hatte, der leider wenig bekannt wurde, ist am Schluß der vorigen Be-sprechung mitgeteilt worden. Doch muß dabei erwähnt werden, daß die deutschen Verhältnisse damaliger Zeit der Verbreitung derartiger Erscheinungen durchaus ungünstige waren. Um so bereitwilliger nahm man aber fremde Er-scheinungen auf und verzog dabei den eignen Reichtum. Indes die Klavier-Violin-Sonate sollte nicht gleich als vollendete Thatsache ihren Einzug halten. Die Violine hatte ja so lange als Herin gelangt und das Klavier nur als begleitende Dienerin betrachtet. Jetzt begann das Klavier einen Aufschwung zu nehmen und sich als Herin der Geige gegenüberzustellen.

Einer der ersten oder vielleicht der erste, der seine Klavierstücke „Sonate“ benannte, war der Deutsche Johann Ruhnau (1687—1722), der Vorgänger Sebastian Bachs an der Thomasschule in Leipzig. Auch gab er seinen Sonaten erklärende Worte bei, wodurch sie als Tonmalereien erkiennen, zum Beispiel „Bibliche Historie: Der Streit zwischen David und Goliath in sieben Stücken oder Sonaten, a bis g; a) Pochen und Tropen Goliaths, b) Jittern der Israeliten und ihr Gebet zu Gott bei dem Anblick dieses abscheulichen Feindes“ *) und andres mehr.

Ein bedeutender Klavierfonatenkomponist und zugleich zu jener Zeit auch sehr bekannt war Domenico Scarlatti (1683—1757). Seine Sonaten bestehen nur aus einem Satz; der Tonumfang konnte, den damaligen Instrumenten entsprechend, nur ein geringer sein. Die Themen sind meist kleinlich und yspig. Der Satz ist sehr oft nur ein zweifachmättriger Kontrapunkt; Nachahmung und Umkehrung der kleinen Phrasen sind das eigentlich Treibende in diesen Sonaten, doch sind sie noch immer sehr interessant, denn alles darin hat Leben und ist nicht ohne Geist. Sämtliche Sonaten Scarlattis, auch eine Ausnahme dertelben, sind bei Breitkopf & Härtel, ausgenommen noch bei Peters und Stein-gräber erschienen.

Indes sollte die Klavierfonate durch deutsche Künstler zu einer gedeihlichen Entwicklung gebracht werden.

*) Der Klassik Richard Bachmann, der vor einigen Jahren in Dresden ein höchst interessantes musikgeschichtliches Konzert veranstaltete, trug darin als erste Nummer die „Bibliche Historie“ vor. Auf dem Programm war die Anmerkung zu lesen: „Die biblischen Historien, sechs an der Zahl, wurden im Jahre 1709 zu Leipzig gedruckt. Sie enthalten vielen erläuternden Text und ein sehr interessantes Vorwort, in welchem der Autor seine Ansichten über die Berechtigung der Programmnummern niedergelegt hat. [Da kein Raum ist, erlösen sie, so ist das Werk eine Selbstheil geworden; das zum gemächlichen Zweck benutzte Exemplar entkam der musikalischen Privatbibliothek Seiner Majestät des Königs von Sachsen.]“ Gewöhnlich Sonaten er-scheinen ebenfalls 1709 zu Amsterdam.

Zunächst war es Ph. Emanuel Bach (1714—1788), der Sohn des großen Seb. Bach, der die Klavierfonate vom kontrapunktischen Josp befreite und sie mit formgewandter Geschicklichkeit annatiger gestaltete. Somit legte er den Grund, auf dem besonders Haydn, dann Mozart weiter-bauen konnten. In den bekannten billigen Ausgaben sind Sonaten von ihm zu haben. Ein sehr bedeutendes Werk von ihm darf hier nicht unerwähnt bleiben, nämlich: „Versuch über die wahre Kunst, das Klavier zu spielen.“ Hierin findet sich auch eine planmäßige Abhandlung der vielen damals gebräuchlichen Verzerrungen, die eigentlich durch die Klangerwart des Clavichords sich allmählich ge-bildet hatten; denn um das Fortklingen eines einzelnen Tones zu ermöghchen, wandte man die Werbung, den Vor-schlag, den Ballstricker, den Triller und andres mehr an. (S. Werner, „Die musikalische Denkmäler“, Voeb, Leipzig.) Doch ist hier noch zu bemerken, daß der Gesamtinhalts derjenigen Sonaten, die bis tief in das achtzehnte Jahr-hundert hinein geschaffen wurden, trotz so mancher edt musikalischen Vorzüge doch den Mangel an Steigerung, an Gegenlagen empfinden läßt. Diese Eigenschaften, die heute sich so oft ins Uebertriebene verlieren, konnten erst dann zum Bewußtsein, zur Entfaltung gelangen, als die Sonaten-form sich heraus entwickelt hatte, daß man zu ihrem Auf-bau ein erstes und ein zweites Hauptthema als feste Regel annahm, um die sich dann die Nebenätze und Passagen als deren abhängige Glieder gruppierten. Mit dieser An-nahme stellte sich dann auch eine Modulationsbewegung in-foert ein, als das zweite Hauptthema in der Tonart der Oberdominante der Haupttonart erklingen mußte, wodurch eine harmonische Steigerung im Mittelpunkt des Satzes erreicht war. Kommt dann hinzu, daß das zweite Haupt-thema rhythmisch in einem klaren, absteigenden Gegenlag zum ersten Hauptthema erscheint, dann ist auch eine Mannig-faltigkeit in der Steigerung sowohl melodisch wie rhythmisch als gesichert zu betrachten, wodurch nun das Interesse lebendig erhalten bleibt. Schon die Nachfolger Corellis leiteten ein dunkles Gefühl des Aufstrebens, den Schluß des ersten Teiles einer Sonate in der Oberdominante zu machen. Von all diesen Mitteln, durch Grundzüge den Musiklieb-ber eine Fähigkeit des Aufstrebens zu geben, hatte die Tartini'sche Zeit noch keine Ahnung. Erst dem Verheerenden Genius war es gegeben, diesem natürlichen Steigerungsgesetz die letzte bestimmende Weige zu geben; denn noch Haydn (1732—1809), der die Entfaltung der Klavierfonate mit großem Erfolge antrieb, hat meistens nur ein Hauptthema für seine Sate, obgleich er den Mittelatz — zweites Haupt-thema —, den er fast immer dem Hauptthema entlehnte, in die Oberdominante der Haupttonart versetzte, *) so in Nr. 2 (Mittelsatz G-dur), worin der ganze Satz sich aus dem einfaches Dreifachmättrigen entwickelt und damit den Beweis eines festen und geistvollen Musikgenusses giebt; so in der großen Sonate Nr. 9, Es-dur (Mittelsatz B-dur). Auch heizente Haydn die Liebhaber mit Klavierfonaten, denen er eine Violinbegleitung hinzufügte. Allein das Klavier hat hierin alles zu sagen und die Violine geht fast immer ge-horsam nebenher, bald die Melodie, bald die Harmonie verständig; nur sehr selten darf sie einige Schritte kühn-ländig wagen. Erst Mozart (1756—1791), der für seine Zeit ein eigenartiger und bahnbrechender Sonatenkomponist und Klaviervirtuos war, hob diese Vermischung auf und gab der Violine in seinen Sonaten ihre Selbstständigkeit zurück, indem sie mit dem Klavier mehrmals als melodie-führende Stimme auftritt. Unter diesen Sonaten befinden sich mehrere, die die höchsten virtuellen Ansprüche eines ge-bildeten Konzertpublikums noch heute genupficht befriedigen dürfen.

Auch die kleinen Sonaten haben einen mehr als nur gemöhnlichen künstlerischen Wert. Die in E-moll (Nr. 4 in der Peters-Ausgabe) ist sogar ein Meisterwerk in Bezug auf thematische Behandlung und Geschlossenheit der Formen. Dabei ist sie, was die Technik betrifft, nicht schwer. Die einzige Stelle mit den Trillern im ersten Satz des zweiten Teiles — die französischen Geiger nennen eine solche Stelle „cascouca“ (Halsbrecher) — verleiht ihre scheinbare Schwie-rigkeit, sobald der Triller als Selbstzweck ausgeführt wird. Ueberhaupt verlieren die Triller an Schwierigkeit und gewinnen an Reiz und Schönheit, wenn sie in einem richtigen Taktverhältnis zu Ordnung kommen.

Hier mögen nun einige analytische Bemerkungen über die wichtigsten Sonaten folgen. Von den großen Sonaten Mozarts sind die Nr. 3, 10, 11, 12, 15 und 17 zum Studium sehr zu empfehlen, besonders für Klavierliebende, da hierin die Verbindung, die doch eine Haupteigenschaft der Melodie ist, in heroischer Weise zu Tage tritt. Eine Melodie, ohne Verbindung vorzutreten, bleibt als solche un-verständlich, erst durch eine entsprechende Verbindung bekommt sie Leben. Am Klavier kann die Verbindung nur durch Studium, auf künstliche Weise, zu Tage treten. Das musi-kalische Empfinden allein von der Notwendigkeit des Bindens kann hier zum Richtigen hinführen, und die Weige, deren

*) Man vergleiche: Analyse von Beethovens Sonate op. 10, Nr. 3, 1. Satz „Die Entleerung als Motiv“, in Nr. 14 von „Der Klavier-lehrer“, 1879; sowie: Mozarts A-moll-Sonate, 1. Satz in Nr. 22, von 1883, in derselben musikalisch-pädagogischen Zeitschrift.

Haupteigenschaft das natürliche Binden ist, vermittelt dem Klavier hier aus einträglichste diese Notwendigkeit. *) Ueberhaupt ist den Klavierspielenden, die nach musikalischer Erkenntnis streben, das Zusammenpiel sehr zu empfehlen, denn es bewirkt denselben Einfluß auf den Musikgeist wie das Gesellschaftsleben auf den gebildeten Menschen. Jemand, der einseitig nur Klaviersachen spielt, ist, musikalisch betrachtet, wie jemand, der innerhalb seiner vier Wände lebt und daher von der Gesellschaft und der Welt nichts weiß.

Die Violin-Klavier-Literatur ist nicht allein sehr reichhaltig, sondern auch künstlerisch höchst gemüthlich und wertvoll, denn nur bedeutende Tonmeister haben auf diesem Felde gearbeitet, was noch ein wichtiger Grund mehr sein sollte, sich damit zu beschäftigen.

Mozarts Sonate Nr. 3, D-dur, ist im ersten Satze lebhaft und feierlich. Man glaubt eine glänzende Gesellschaft in erleuchtete, prächtig ausgestattete Räume, in frohlichem Gespräch untereinander, eintreten zu sehen. Eine patriotische Violinstimme, die allein den Mittelzug beginnt, macht den Eindruck, als bewillkommene sie als Herin des Hauses die Eintretenden. Der ganze Satz steht unter dem Eindruck einer trüblichen, gemüthvollen Unterhaltung. Der zweite Satz, G-dur, „Andante cantabile“, gleicht einem anmutigen, empfindungsreichen Zwiegespräch zwischen zwei Freundinnen, die sich aus der geräuschvollen Gesellschaft zurückgezogen haben, um an einem einsamen Plätzchen ihre Gedanken auszuschütten zu können. Alle Merkmale eines interessanten Gesprächs finden hier einen entsprechenden Ausdruck in Tönen. Die Fragen haben sanfte Töne in ihrer Steigerung, die Antworten sind bestimmt und haben starke Töne. Auch Ueberredungen fehlen nicht, aber sie arte nie in Unmuth aus, sondern werden mit Wohlwollen und Lebenswärme ausgeglichen. Die letzte Tongruppe am Ende der Zeile macht den Eindruck des Abschiedsnehmens. Darauf stehen die Damen zur Gesellschaft, die sich einer ausgelassenen, doch gestellten Luftbarkeit im Allegretto, D-dur, hingibt, zurück. Das eine solche Deutung nur den Anknüpfung auf eine ungelächte Charakteristik der Musikstücke machen kann, ist nicht zu verschmerzen. Auch hängt es von dem idealen Standpunkt der Ausführernden ab, ob sie mehr oder weniger oder auch nicht dergleichen in Musikstücken finden.

Der Charakter des ersten Satzes der Sonate Nr. 10, B-dur, ist ruhiger, trauflicher als der von Nr. 3. Der Mittelzug wird durch die Geige allein in einem neuen Motiv eingeleitet. Die Teilung der melodischen Phrasen zwischen Klavier und Violine hat hier einen besonderen Reiz, da beide Instrumente miteinander darin zu wetteifern haben. Die schnell vorübergehende Stelle in Moll, unten im ersten Teile, erhält am Anfang des zweiten Teiles einen neuen Ausdruck, gleich einer wehmüthigen Klage in der Klavierstimme. Aus der Geige erklingt dann eine trauernde wie tröstende Antwort. Auch die folgende Stelle klingt ebenfalls wie Frage und Antwort, die dann in das ruhige, bewusste Anfangsthema, als dritter Teil des Sonatenstückes, leitet. Der zweite Satz, Andantino sostenuto, Es-dur, hat viel Feierliche. Eine besondere Eigenschaft ist in diesem Stücke noch zu finden dadurch, daß die Melodien immer zwei Viertel Anhalt haben, die mit Ruhe und vollständigem Tone anzuführen sind. Das Schlußthema tönt wie ein ruhender Abschiedsgruß. Der Charakter des letzten Satzes, B-dur, ist Freude und Jubelruf. Die Sonate Nr. 11, G-dur, beginnt mit einem weit angelegten Adagio. Beide Instrumente tönen hier in großen Zügen und Absätzen mit einer wehmüthigen Weile in Moll, die durch Nachabmung in Ober- und Unterstimme noch ein besonderes Interesse erweckt, worauf das Allegro in G-moll sofort zu beginnen hat. Das Thema desselben spricht Trost, Eigenheim und Lebensfähigkeit aus: Klavier und Violine streiten hierin miteinander. Das Stück hat nur eine kleine und einfache Form. In dem letzten Satz, G-dur, „Thema mit Variationen“, sind die Instrumente wieder verflochten und wetteifern in Frieden miteinander.

Aus der großen Sonate Nr. 12, Es-dur, erster Satz, spricht jugendlicher Mut und erste Entschlossenheit. Die Gegenzüge von laut und leise, sowie Betonungen einzelner Noten kommen hier viel in Anwendung. Beim Studieren dieses Satzes sei vor Uebermut gewarnt, wozu er so leicht verleitet. Das Andante con moto, G-moll, hat einen eleganten Zug, aber die Entschlossenheit, die im ersten Satze sich so kraftvoll äußert, tritt auch hier im Mittelzug, schon gemüthig, hervor. Der letzte Satz steht unter dem Zeichen der lauterer Lust und Freude.

Aus der großen Sonate Nr. 15, B-dur, klingt das reiche geistvolle Künstlerleben des unvergleichlichen Meisters überall heraus. Das Pathetische wie das frohlich Harmonische in den Themen, die kindliche Gutherzigkeit, die nur das Schöne lemt, in Verbindung mit vollendeter Formen-

*) Es. G. Bod sagt: „Mein Hauptstudium ist besonders in den letzten Jahren darauf gerichtet gewesen, auf dem Klavier, abgesehen von Mangeln an Ausübung, soviel möglich langsam zu spielen und dafür zu sorgen. Es ist diese Sache nicht so gar leicht, wenn man das Ohr nicht leer lassen und die erste Eintheilung des Gehörtes durch zu vieles Geräusch nicht verwirren will. Mich dünkt, die Kunst müsse vornehmlich das Herz rühren, und daher bringt es ein Klavierspieler nie durch bloßes Voltzern, Trummeln und Durcheinander, wenigstens bei mir nicht.“ Cite John, Mozart, Band 1, 553.

gestalt sowie der hohen Auffassung der Kunst, dies alles leitet in dieser Sonate eine einzig dastehende Vereinigung. Ein feierliches Largo leitet zu einem frohgemuten Allegro. Nichts hört hier die Deiterkeit, die den Satz befehlt. Im zweiten Satz, Andante, Es-dur, herrscht das Pathetische, doch nach dem Mittelzug tritt ein Thema in F-moll ein, das wie an eine trübe Erinnerung mahnt. Das Abwehren derselben, das im Nachzuge liegt, erweitert sich erst durch die Vertheilung der Tonart (enharmonische Verwechslung) als ausreichend genug, um wieder in die vorige Stimmung lenken zu können. Der erste Teil, der nun mit Verzögerungen der Motive wiederholt wird, führt das Ende des Stückes herbei. Der Schlußsatz, „Allegretto“, B-dur, dessen Hauptthema zwei Viertel Anhalt hat, ist in ungeführter Lebenslust bis zum Ende.

Ueber den groß angelegten ersten Satz der Sonate Nr. 17, „Allegro molto“, A-dur, ist hier nur zu bemerken, daß er durch Mozartsche Musikfröhlichkeit, die ohne geistvolle Themen und Bearbeitung derselben nicht gedacht werden kann, erfreut. Das Thema, mit dem das Andante, D-dur, beginnt, und das im ganzen Satze immer etwas zu sagen hat, dient zugleich als Unterlage von melodischen Sätzen des Mozartschen Fröhlich. Die Mollstelle im Mittelzuge verliert durch das schnelle Eintreten der Geige in C-dur etwas von ihrer klagenden Stimmung. Die Steigerung gegen das Ende des Teiles ist von großartig vornehmer Wirkung. Der zweite Teil ist, wenige Veränderungen ausgenommen, dem ersten Teil ziemlich gleich. Das letzte Stück in A-dur, „Breve“ überschrieben, ist ein sogenanntes „Perpetuum mobile“, das durch Zwischen- oder Nachsätze unterbrochen ist. Es gehört zu den geistvollsten seiner Art. Wer jemals diese Sonate von Rindler wie zum Beispiel Frau Schumann und Joachim, die sie in ihren Konzerten vor Jahren vortragen, gehört hat, wird gewiß einen so mächtigen Eindruck von dieser feinen und geistvollen Kunst empfangen haben, daß er nie in ihm ganz erlöschen kann.

Zwei so erhabene Beispiele, wie die große B-dur- und namentlich die große A-dur-Sonate es sind, mußten den Gesinnung Beethoven's aufs glücklichste betreffen. Sollte Mozart im feinen begannen, die Violine als selbständiges Instrument wieder einzuführen, so hing Beethoven (1770-1827) in seiner machtvollen Auffassung schon mit der großen Form an und steigerte diese nun so, daß nach ihm wieder ein Stillstand in der Entwicklung eintreten mußte. Durch sein kraft- und geistvolles Schaffen sind die Grenzen der Formen, wie sie vor ihm festgesetzt waren, so bedeutend erweitert worden, daß das Erreichen derselben noch heute das erstrebte Ziel der besten und streblichsten Komponisten bildet. Allein die geistige Macht des musikalischen Gedankens, sowie das Folgerichtige im Zusammenhang der Sätze und Sätzen, die Beethoven's Schöpfungen eigen sind und wodurch seine Werke sich so lebensfähig erweisen und so mächtig anziehen, machen ihn zu einem eigenartigen, schwer zu erreichenden Musikphilosophen. Mühte man dadurch der geistige Fortschritt einen Stillstand erleiden, so ließ sich deshalb der Trieb nach vorwärts nicht einbinden, sondern suchte im Technischen sein Ziel. Das ist denn auch die Ursache, weshalb man heute so viele Kammermusikwerke begehrt, in denen durch physische und harmonische Uebertreibungen der Mangel an wirklich neuen Musikgedanken und deren folgerichtigen Verhältnissen zu einander sich verdeckt findet. Wer hätte nicht schon empfunden, daß solche Werke mehr beunruhigen als erfreuen? Gleichwohl ist aber die Violin-Klavier-Sonate noch ziemlich reichhaltig geblieben von Uebertreibungen der Macht und des Musikgedankens. Inzude- zu Großen und Schönen auch die Nachfolger Beethoven's darin gelehrt haben, die Werke dieses Meisters sind immer noch als besonders wertvolle Stützen der Gattung zu betrachten. Die zehn Violin-Klavier-Sonaten, die wir von ihm geerbt haben, sind so reich an geistvollen, eigenartig großen Gedanken, daß sie allein hingereicht haben würden, ihm in der Musikgeschichte einen ehrenvollen Platz zu sichern. Die drei Sonaten op. 12, Salieri (1750 bis 1825) gewidmet, sind breit angelegt, und ihr musikalischer Gepräge ist so künstlerisch eigenartig und dabei so klar in den Formen, daß sie nie immer mit vernünftigen Behagen spielen oder anhören kann. Die Eingangssätze, die das Hauptthema im ersten Satze der ersten Sonate, D-dur, einleitet, führt im zweiten Teil als verlängerte Figur zum dritten Teil. Dabei wiederholt sie aber oft das Mißgeschick, durch Flüchtigkeit in eine Triolenfigur ver- wandelt zu werden, wodurch sie ihrem thematischen Charakter nicht voll und geredt werden kann. Nicht wirkungs- voll ist der Anfang des zweiten Teiles mit dem Nachzug des Hauptthemas im ersten Teile, wo die Stelle kräftig und herausfordernd klingen soll, während sie im zweiten Teile nur leise, wie jagholt, eintritt. Das nun folgende Thema mit Variationen, als zweiter Satz, A-dur, tönt gemüthvolle Vertraulichkeit. Aus der dritten Variation jedoch klingt eine gewisse herbe Unzufriedenheit heraus, die aber in der vierten Variation wieder verschwinden ist und die vorige Vertraulichkeit noch lieblicher und anmutiger empfinden läßt. Der Schlußsatz, das Rondo, D-dur, ist ganz im Mozartschen Geite gehalten, doch männlicher, wie überhaupt Beethoven, gleich als jähföhrend und sehr empfindsam, überall männlicher als Mozart ist.

Von der zweiten Sonate op. 12, A-dur, kann man ebenfalls sagen, daß sie in dem musikalischen Mozartschen Geite tönt. Doch ist hier zu bemerken, daß das Thema des ersten Satzes gegen das Ende des Stückes immer schwieriger im Ausdruck wird, da die Hauptnote auf dem schwachen Takteile steht, aber von vielen Spielern unmerklich als auf dem guten Takteile liegend betont wird. Das Thema des Andante più tosto Allegretto, A-moll, tönt Traurigen. Allein mit dem C-dur-Einlage tritt unverrichtliche Hoffnung auf Ueberwindung derselben ein; diese Stelle leitet durch eine dialogisierende Phrasen in F-dur in einen anmutigen Zweigebung der beiden Oberstimmen. Ein kurzer Nachzug führt dann wieder in das Trauertema, das sich nun mit Zusätzen und Vertheilungen wiederholt und so endet. Der dritte Satz, Allegro piacevole, A-dur, ist ein gemüthvoller Dreiviertelstalt, in dem zwar die Trauertimmung, hier in D-moll, noch einmal auflöst, aber keinen Einfluß findet. Das Stück endet eben gemüthvoll, wie es begonnen hat.

Ob wohl zu dem ersten Satze der dritten Sonate op. 12, Allegro con spirito, Es-dur, Mozarts Sonate in Es-dur die Anregung gegeben haben mag? Wie dem auch sei, sie hat Charakterähnlichkeit mit derselben, doch klingt hier das männliche Beethoven's in großen Zügen eigenartig und kraftvoll heraus und giebt den beiden Spielern Gelegenheit, ihre Fingerfertigkeit sowie rhythmische Beherrschung zu zeigen. Alles, was oben von der Es-dur-Sonate Mozarts gesagt wurde, wäre auch bei dieser Sonate zu sagen. Der zweite Satz, C-dur, Adagio con molto espress., so schön er auch beginnt, läßt erit mit dem Einlage des zweiten Themas die Gefühlswärme des Meisters zum Durchbruch kommen. Dann folgt das erste Thema wieder, an das sich ein Nachzug schließt, der bei einer Wiederholung etwas Refendes hat. Der Schluß des Satzes erinnert an Mozart. Von dem dritten Satz, Es-dur, Allegro molto, ist daselbe zu sagen wie von derselben Sonate Mozarts, nur daß die lautere Lust und Freude hier eine Ver- lehnende ist.

Der erste Satz der Sonate op. 23, A-moll, ist tech- nisch nicht schwer, doch verlangt er eine leicht flüchtige, behende, aber sehr rhythmisierende Ausführung. Die Geige- stelle, F-dur, im zweiten Teil wirkt beruhigend. Der Satz giebt dazu das erste Motiv, doch ohne Betonung, wie nachdenklich, bis er es zu einem neuen Motiv erweitert; dann wird der Satz wieder flüchtig. Das neue Motiv, A-moll, das nach der Fermate eintritt und halb darauf im Bass, B-dur, klingt und von der Violine nachgeahmt wird, tritt als Anhang, nach dem dritten Teile, noch einmal auf und führt den Schluß herbei. Der zweite Satz, das liebliche Andante scherzoso più allegretto, A-dur, klingt wie Frage und Antwort. Selbst das Jugenthema, das hier auftritt, ist in seiner ganzen Behandlung lieblich. Der dritte Satz, Allegro molto, A-moll, hat denselben klüchtigen Charakter wie der erste Satz, doch haben seine Motive nicht so frohlich klingende Betonungen, er zeichnet sich vielmehr durch Steigerungen aus (p., cresc., f.). Das Stück hat die Form eines Rondo, das ist ein Hauptthema, das nach jedem andern Neben Thema wieder auftritt. Das Rondo (Ringelzug, Rundgehen) hat keine Form nach einer vertheilten Gattung von Absätzen, in denen die Anfangs- worte, den Hauptgedanken enthaltend, sich nach bestimmten Regeln wiederholen. In diesen Rondo kehrt nach dem Hauptthema ein Nachzug, der mit einer Stelle schließt, die mit Adagio bezeichnet ist. Dann folgen dem Hauptthema eines in A-dur, dann in F-dur, das mit einer veränderten Begleitung wiederholt ist. Der dritten Wiederkehr des ersten Hauptthemas ist ebenfalls ein Nachzug beigegeben. Dann wiederholen sich die zwei Neben Themen, worauf das erste Hauptthema den Schluß herbeiführt.

Wie die Musikfreunde Beethoven's op. 27 „Mondschein- sonate“ gekannt haben, so könnte man der hier in Betracht kommenden Sonate op. 24 den Beinamen „Die Liebens- würdige“ geben. Alles ist sanft und anmutig in diesem Werke, das ohne Leidenschaft dahinfließt. In dem patheti- schen zweiten Satze, Adagio molto espress., hat der Kom- ponist von der noch im vorigen Jahrhundert gebräuchlichen Bekung einen Gebrauch gemacht, die die Augen des Alters nichts mehrnehmen läßt. Der Schluß des Stückes erinnert an Mozarts Schätze. Das Scherzo, dritter Satz, Allegro molto, ist in Werthigkeiten ein Scherzo, im Gegen- satze zu manchen Einleiten, die dieselbe Benennung mit Un- recht tragen. Unter Stück hier übertrifft jedoch nur leise, läßt heimlich treiben allerlei Redereien ihr Spiel. Im Trio dagegen ist die Kaste gelüftet, und der Lauf geht mit steigender Stärke nach oben und zurück. Das vierte Stück ist wieder ein Rondo, das die Grundzüge des Liebens- würdigen, wie sie der erste Satz offenbart, nirgends ver- leugnet.

Op. 30, drei Sonaten, dem Kaiser Alexander I. ge- widmet, deren Nr. 1, A-dur, ein Werk ist, das ohne be- sondere Erregung lieblich und einfache, aber von einem Beethoven erdachte Musik giebt. Den zweiten Satz, D-dur, Andante, könnte man wegen seines anheimelnden Gepräges „Unterhaltung am häuslichen Herd“ überschreiben. Bei dem gemüthlichen Thema, dritter Satz, A-dur, dem Vari- ationen folgen, wird man unwillkürlich an Gedächtnis erinnert wie: Gott grüß dich, Alter, kühmet das Weisheit? —

Dieses Werk, im Zusammenhang mit dem nachfolgenden gedacht, ist wie die Ruhe vor dem Kampfe; denn schon das Anfangsmotiv der zweiten Sonate, C-moll, Allegro con brio, vom Klavier allein gegeben, klingt wie eine trostige Herausforderung. Wenn die Geige dann das Thema übernimmt, so greift der Bass wie das heimliche Donnern bei einem herannahenden Gewitter, und die gebrochenen Accordfiguren klingen hier wie zukende Blitze. Das zweite Thema, Es-dur, durch harte Accordschläge eingeführt, übertritt schon in einem marchalenischen Rhythmus einher. Dann kämpfen Violine und Klavier heftig miteinander, bis wieder harte Accordschläge in einen Nachsatz einführen, indem auch in diesem Kampfe die Stimme des Verzens zu Worte kommen möchte, während der Bass seinen Orrell durch Wiederholungen des ersten Themas ausdrückt. So wechseln die Stimmungen noch mehrere Male. In dem zweiten Satz, Adagio cantabile, As-dur, klingen die tief empfundenen Gedanken wie eine fromme Ergebung in das Schicksal. Aber das Selbstgefühl eines pflichttreuen und tapferen Mannes versagt nicht, es richtet auf, was mit der f besetzten schnellen C-dur-Tonleiter gegen das Ende ganz charakteristisch ausgedrückt ist. (Französische Musiker nennen eine solche Stelle fusillade, Kleingewehrfeuer.) Der dritte Satz, ein Scherzo, wirkt wie ein fröhliches Zusammenrücken nach dem Kampfe. Allein der lustvolle Kanon im Trio läßt erkennen, daß noch keine Einigkeit erzielt ist, und ein hartnäckiger Kampf entbrannt aus neue im Finale. Die Meinen hierin vorkommenden Motive haben meist etwas Herbes. Das Eingangsmotiv, das so oft wiederkehrt, drückt eben den übrigen Motiven den Stempel des Herben auf. Auch die sogenante Wiederholung des C-dur-Motivs in C-moll streift fliegend noch zu diesem Charakter bei. Das Presto, als Anfang gedacht, ist außerordentlich schön entworfen und führt den Satz höchst wirkungsvoll zu Ende.

In der dritten Sonate, G-dur, herrscht eine trübliche, höchst gemüthlose Stimmung; Geige und Klavier teilen sich gleichgültig in den melodischen Reichthum. Die Trillerfolge am Anfang des zweiten Theiles ist wohl das einzige Aufhebensmotive, was in diesem Satze vorkommt. Der zweite Satz, Tempo di Menuetto ma molto moderato, Es-dur, muß langsam und mit unigen Ausdruck vorgetragen werden; die schon und vornehm empfundenen Stellen sind dann von großer Wirkung. Die übliche Wiederholung durch Trillerfolge ist hier nicht angewandt, sondern ausgeschrieben. Der letzte Satz, Allegro vivace, G-dur, hat den Charakter eines lustigen Tanzes. Wenn schon während des Ständes allerlei Tonmalerei in fast humoristischer Weise vorkommen, so bewirkt der Wechsel nach der Fermate, die auf der Dominante von G ruht, eine überraschende Wirkung. Die Stelle, Es-dur, klingt, als ob man einem bevorzugten Wärter noch einen Kumbanz aufspielen schuldig sei. Nachdem dies geschehen, leut alles wieder lustig in den vorigen Geleise, und der Tanz schließt mit zwei frisch-fröhlichen Accorden.

Op. 47, große Sonate in A, unter dem Namen Kreutzer-Sonate bekannt. Rudolf Kreutzer (1766—1831), dem sie gewidmet ist, der sie aber nie gespielt hat, war zu der Zeit eine große Berühmtheit sowohl als Geiger wie als Komponist. Er stand mit an der Spitze der musikalischen Bewegung in Paris, das sich als Musikstadt zu jener Zeit einen Weltraum erworben hatte. Beethoven dagegen war damals nur von einem kleinen Kreise anerkannt, im allgemeinen aber unbekannt. Kreutzer, dessen musikalisches Wesen mit dem tonkünstlerischen Inhalt der Sonate wenig übereinstimmend ist, die Ruhe und Glätte in seinen Kompositionen erklären es —, würde sie vielleicht dennoch gespielt haben, hätte ihn nicht sein Stolz, seine eigene französische Selbstschätzung (er war in Versailles bei Paris geboren) einem Künstler gegenüber, dessen Ruf noch zweifelhaft war, daran gehindert. Die Folgen dieser eiteln und solchen Selbstschätzung blieben ihm nicht erspart, denn durch die Abweisung seiner letzten Oper „Mathilde“ seitens der

Direktion der Großen Oper wurde der Lebensabend des gezeichneten Mannes arg verdonkelt.

Unser Sonate, deren ursprünglicher Titel italienisch lautete: Sonata per il pianoforte ed un violino obbligato, scritta in stilo molto concertante quasi come d'un concerto, dedicata und so weiter, ist in der That ein Konzertduett, das große Anforderungen an die Ausführenden stellt. Der feste Anfang, Andante sostenuto, von der Violine allein vorgetragen, erregt große Erwartungen, die denn auch im folgenden Presto reichlich erfüllt werden. Die jugendliche Kraft, die aus den Motiven klingt, und die ein Sport für die Ausführenden ist, erhält durch die verschiedenen Betonungen der Figuren etwas Sieghaftes. Die herrliche chorartige Stelle in E-dur vor der Fermate, die mit Adagio bezeichnet ist, bringt Ruhe in den Satz, dann aber führt es mit einem neuen Motive weiter fort. Man beachte, wie das erste Glied des Violinmotivs, am Anfang des zweiten Theiles, zu einem neuen Motive von großer Bedeutung entwickelt ist, und wie es dann nach der Fermate, die mit rallent. bezeichnet ist, sich erweitert. Die Verkleinerung des Motivs gegen den Schluß, vor der mit Adagio bezeichneten Stelle, durch die Violine ist hier nach den ungeschwungenen Bewegungen von herrlicher, träumerischer Wirkung.

Wenn man schon in den Variationen der vorigen Sonaten den streng thematischen Geist Beethovens, trotz der Mannigfaltigkeit der Gliederungen, erkennen kann, so ist in den Variationen dieser Sonate eine Höhe dieser echt tonkünstlerischen Eigenschaft erreicht, welche die größte Bewunderung zu erregen im Stande ist. Beethoven hat sich überhaupt zu einem unerreichten Variationenkomponisten durchgearbeitet. In seiner Variationen für Klavier allein kann man bequeme seinen Studiengang und seine Fortschritte darin verfolgen. In dem 12. Streichquartett op. 127 befinden sich Variationen, welche die möglichste höchste Vollendung dieser Gattung bezeichnen. Sie klingen, als seien sie in einer überirdischen Sphäre entstanden und von oben gesandt, die Menschen lediglich zu beglücken. Die Gründung des Themas (F-dur) zu unserer Sonate ist schon allein eine künstlerische Großthat und ein Geschenk, das nur in einer werthvollen Stunde zum Vorschein erweckt werden kann. Die Kunst und die Tiefe des Gehaltens, die darin zum Ausdruck kommen, erhöhen in den Variationen noch die glänzendsten Erweiterungen. In der ersten Variation zeigt sich das Klavier mit einer einfachen, aber lieblichen Ausschmückung des Themas, welche die Violine mit ihrer C-Gruppe, wie bewundernd, noch erhöht. Die zweite Variation ist der Violine zugedacht, die sich hier durch eine genaunte Tonleiterausführung und garbe Vogenstrichart, die ein leichtes Handgeleit erfordert, auszeichnen kann. Aus der dritten Variation in F-moll klingt etwas wie eine trübe Erinnerung heraus. Die Lurche, die in den sich bewegenden Sextaccorden Ausdruck findet, wird zwar durch die klagende Tonpfeifenart der Geige etwas gemildert, indes scheint die Variation nur deshalb da zu sein, damit die nächste, wieder in F-dur, um so freundlicher, sonniger hervortreten kann. Und in der That, hier weitestern die beiden Instrumente miteinander, die Zuhörer die geheime Nacht der Tonkunst empfinden zu machen. Ein Anhang pathetischen Charakters führt in gehobener Stimmung den Schluß herbei, der in seiner letzten Phase wieder an Mozarts Schluß erinnert.

Den letzten Satz, Presto, soll Beethoven für die A-dur-Sonate op. 30 geschrieben, jedoch, vermuthlich, weil er zum Charakter dieser Sonate nicht paßte, zurückgehalten haben; er hat ihn aber durch ein Thema mit Variationen ersetzt. Dieses Stück im Selbststuck, nur zur Kreutzer-Sonate gehörend, beginnt mit einem zweistimmigen kontrapunktischen

Satz, kommt dann allmählich in eine lustige Bewegung, die schließlich durch einen Zweivierteltakt in langen Tönen unterbrochen wird. Diese Unterbrechung wird dann noch durch ein Ritardando ergänzt, so daß das folgende A tempo einen um so flotteren Eindruck machen kann. Die Durchführung im zweiten Theile ist reich an harmonischen Wechselungen. Ein neues, aber dem Charakter nach verwandtes Motive in derselben, F-dur, ein Orgelpunkt, schließt sich hier an, dem bald darauf nach einer Folge von Accorden Quint-Sext ein anderer Orgelpunkt auf E folgt. Ein langes Ritardando schließt sich da an und führt in den dritten Theile. Dieser hat einen Anfang, der die davorerwähnten Motive noch einmal in Erinnerung bringt und dann heftig den Satz zu Ende führt.

Die Sonate op. 96, Allegro moderato, G-dur, dem Erzherzog Rudolf von Oesterreich gewidmet, ist, mit Bezug auf ihren Musikcharakter, eine der edelsten und mit Bezug auf ihr Zusammenfallen eine der schwerigsten des Meisters. Der Triller im ersten Motive ist ohne Nachschlag zu geben, und der Vortrag des ersten Satzes erfordert Ruhe und Beherrschung bei vollständiger Beherrschung des Ledrings. Die sorgfältig künstlerische Abwägung der Motive zu einander, die während des ganzen Satzes, ungehört durch fremde Einfälle, errent, findet gegen das Ende eine Schlußvorbereitung durch die Sechzehntelgruppe, wie sie glücklicher nicht gedacht werden kann. Wenn dann das Anfangsmotiv sich wieder in Erinnerung gebracht hat, schließt der Satz mit einem vorangegangenen Jubel einer Tonleiter in Terzen fest und bestimmt mit zwei Accorden. Tiefen gemüthlosen Allegro folgt ein Adagio espressivo, Es-dur, das die wohlthuende Vertrauensseligkeit, die das Allegro herorgebracht hat, noch erhöht durch die hebre, andachtsvolle Stimmung, die seine Motive erwecken. Das zweite Motive, das in As-dur beginnt, dann zum ersten Motive in Es-dur hinleitet, ist von erhabener Werthvolleren Seelengröße. Bei diesem Adagio wird das Wort zur Wahrheit: „Wo die Musik der Sprache aufhört, beginnen die Töne zu reden.“ Das Ende des Satzes ist durch einen Ubergangsaccord mit dem folgenden Scherzo, G-moll, verbunden. Das Motive des Satzes steht unter strophischer harter Betonung, dem ein Trio in E-dur folgt, dessen Motive als Gegenstück imbetont dahinstreift und mit einer geistreichen kanonischen Verflechtung schließt. Der erste Teil wird dann wiederholt; ihm ist ein Anhang beigegeben, der mit einem Triller schließt, der den Eindruck macht, als ob er den bedenklichen Scherz verläßt. Das nun folgende Humoresque, fast burleske Stück, in G-dur, ist ein Thema mit Variationen der bemerkenswerthen Art, erstens durch die plötzliche Abweichung nach H-dur, die dann eben so unverwartet zurück nach G-dur geht, und zweitens durch die Art der Variationen, die nicht nur durch die Vorlagen glänzen, sondern nur motivisch sich auszeichnen wollen. Die dritte Variation ist wohl eines der schwierigsten Klavierbeispiele für die Unabgängigkeit der Hände. In der fünften Variation, Adagio espressivo, erkennt man schon den späteren tief bedenklichen Beethovens. Das nach E-dur geleitete Tempo primo macht nach der Fermate den Eindruck einer Frage, wie etwa: „Soll ich noch weiter musizieren?“ worauf die sechste Variation, Allegro, mit einer fröhlichen Vorlesung antwortet. Ein Anhang führt in die sechste Variation, die das veränderte Thema als Frage bringt, aber pp, wie ein Geheimnis, worauf dann das Thema wieder f in der Melodie angekündigt auftritt. Ein Nachsatz erhöht noch die fröhliche Stimmung. Mit dem kurzen Poco adagio, H-dur, macht dann der sinnreiche Tonmeister eine Abwärtsüberzeugung und eilt nun mit einem Schlußpresto recht hümmig, und das Spiel ist aus.

*) Noch im vorigen Jahrhundert wurde bei Tanzbällen oder Masken ein zweites Thema nur für drei Stimmen, als Gegenstück zum vorhergehenden, komponirt. Man nannte es daher Trio, und diese Benennung hat sich bis heute, ohne Rücksicht auf die Dreistimmigkeit, erhalten.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 15.
Von Dr. Th. Schaab in Schaffhausen.
Zweites.

Auflösung der Aufgabe 12:

1. Dd2-b1
2. Sg5-g5
3. Kd4-d5
4. Dd1-c2 matt.

A.

1. Kc4-d5
2. Sg5-e7
3. Dd1-e1, d2-d3 matt.

B.

1. Sg5-h6, e7
2. Sg5-e7 matt.
3. d2-d3 matt.

C.

1. Sg5-e7
2. Sg5-e7 matt.
3. d2-d3 matt.

D.

1. Sg5-e7
2. Sg5-e7 matt.
3. d2-d3 matt.

E.

1. Lg6-d7, e8
2. Lg7-f7
3. Lf7-e6 matt.

Welch zieht an und legt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe 16.
Von Ottmar Jerno in Wien.
(„Wienener Auelle Nachrichten“)
Zweites.

Auflösung der Aufgabe 13:

1. Sg3-e4
2. Tg1-g6
3. Sg4-f5
4. Tg6-g6
5. Sg5-e7 matt.

A.

1. Tg1-g4
2. Dg2-g2
3. Sg5-e7
4. Lg1-g2, Da2x
5. Lg6-a8 matt.

B.

1. Lf7-g6
2. Lb1-a2; oder Dg2-g2; oder Sg4-f5 matt.

Welch zieht an und legt mit dem dritten Zuge matt.

Partie Nr. 12.
Gespielt im Wiener Schachklub im März 1897. („Wiener Schachzeitung“)

Weiße: E. Panzermann. — Schwarze: S. Trebitsch.

1. e2-e4	e7-e5	14. Sg3-f5	Sg6-g4
2. Sg1-f3	Nb8-c6	15. Dd1-e2	Sg6-f4
3. Lf1-c4	Lrs-e5	16. Lg3-f4	e5-f4
4. d2-d3	d7-d6	17. d3-d4	Tas-e8
5. Sd1-e2	Sg8-f6	18. Tf1-e1?	e7-e6?
6. Ld1-e3	Lc3-b6	19. Sg5-f6?	Tg6-e5(19)
7. h2-h3	Sg6-e7	20. Sg6x7?	Tf5x7?
8. 0-0	0-0	21. Lb3x7?	Kg5x7?
9. Sg3-e2	Sg7-g8	22. Sg2-c6?	Sg4-c6
10. e3-e4	Lc8-e6	23. d4x6?	f4-f3?
11. Ld4-b3	Dd8-d7	24. Dd2-f1	Dh3-g3?
12. Sg2-g3	Ld7xh3?	25. Kd1-b1	Lb6x2?
13. g2xh3	Dd7xh3	26. Df1x2?	Dg5x12?
		27. Te1-g1	Df2-b4 matt.

*) Schwarz giebt eine Figur für zwei Bauern und erlangt durch diese interessante Opfer einen nachtheiligen Angriff, den er glänzend durchführt.
 **) Ein weit über die Reihe sich ganz gut vertheiligt zu haben; den Nachzüglichen hat jedoch eine Verjagung von ungeschicklicher Hand zu thun.
 ***) Ein nachtheiliger Zug, der 19. ... d4-d5 20. e4-e5 Tas x e5! bricht.
 ****) Zug 20. Sg6x7 Tf5x7? 21. Lb3x7? Kg5x7? 22. Sd3-e5?.
 *) Variirt die oben erwähnte Drohung und entscheidet in brillanter Weise.
 **) Natürlich erzwungen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Briefe und Sendungen nur: In die Deutsche Post-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.

25
 8.65
 wate
 18.65
 11.65
 9.80
 ant,
 t. v.
 weij.
 ant).



№ 26.

— Aus Zeit und Leben. —

Freiherr Hermann von Spain,
 der neue österreichische Marinekommandant.

erblickte 1834 in Wien das Licht der Welt, zählt also gegenwärtig 64 Jahre. Gleich seinem Vorgänger in seinem jetzigen Amte, dem unlängst verstorbenen Baron Sterned zu Ehrenstein, hatte er ruhmreichen Anteil an dem Seesiege bei Lissa (20. Juli 1866), denn während jener als Vizeadmiral das Admiralitätsschiff „Legethoffs“, die Panzerfregatte „Erzherzog Ferdinand Max“, befehligte und das italienische Admiralitätsschiff in den Grund bohrte, führte Freiherr von Spain auf dem Panzer das zweite Kommando. Nach Beendigung des Krieges ging er als Marine-Attaché nach London, wo er mehrere Jahre verblieb. Im Jahre 1881 zum Vizeadmiral ernannt, übernahm er 1885 das Kommando der Fregatte „Mikramar“, an deren Bord das österreichische Kronprinzenpaar seine große Orientreise unternahm. Nach der Rückkehr erhielt er den Befehl über die Schiffsdivision im Mittelmeere und machte die Hofreise der griechischen Königin mit. Der Leopold-Orden belohnte seine Leistungen als Geschadtkommandant. Am 1. Mai 1886 wurde er Contre-Admiral, war alsdann Vertreter bei der internationalen Marinekonferenz in Washington, hierauf bei der Columbusfeier in Genua und bei der Jubelfeier der Königin Victoria in London. Am 1. November 1892 erfolgte seine Ernennung zum Vize-Admiral.

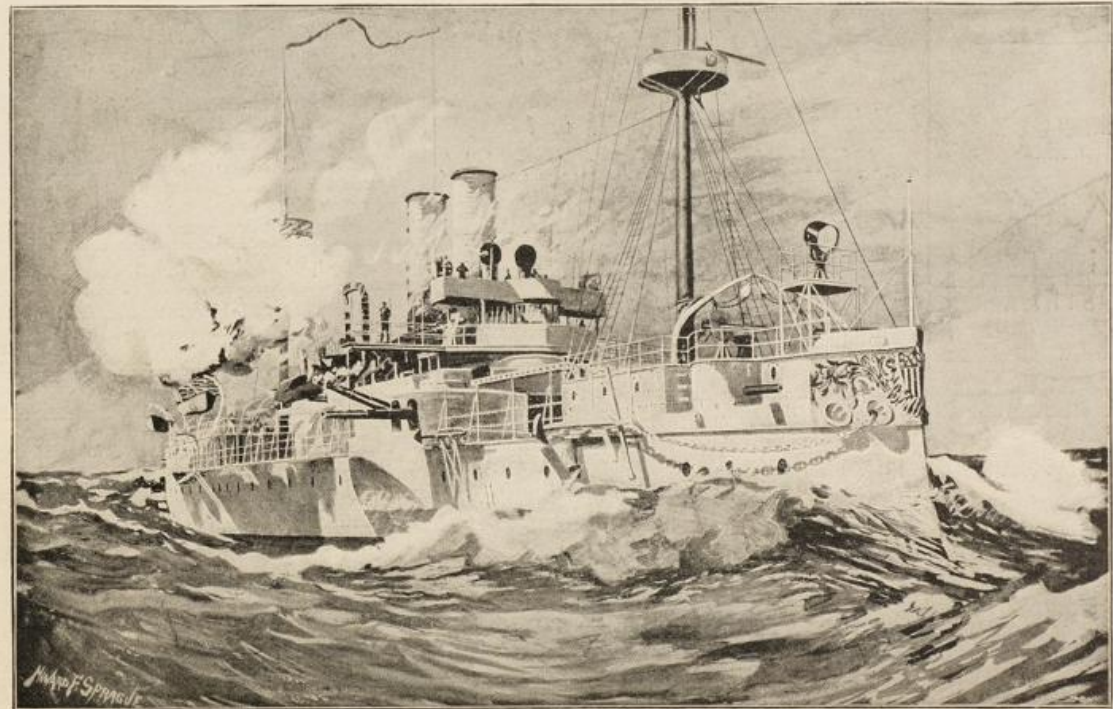
Der nordamerikanische Panzerkreuzer „Maine“.

der am 15. Februar im Hafen von Havanna durch eine in ihren Ursachen bisher nicht aufgeklärte Explosion zerstört wurde, war in der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten eines der



Freiherr Hermann von Spain.

jüngsten Schiffe, denn erst 1891 war der Kreuzer vom Stapel gelaufen. Nach den kubanischen Gewässern kommandiert, lag die „Maine“ seit dem 25. Januar im Hafen von Havanna vor Anker. Wie dort am 15. Februar die furchtbare Katastrophe erfolgte, wird von einem der Ueberlebenden geschildert: Die meisten Offiziere waren abwesend, da sie eine Einladung angenommen hatten, an Bord eines andern amerikanischen Schiffes zu speisen. Die Mannschaften waren alle an Bord und schliefen größtenteils. Gegen zehn Uhr abends entstand eine furchtbare Explosion, gleichzeitig brachen Flammen an verschiedenen Stellen hervor, Hellsignale ertönten, eine Menge Mannschaften eilten an Deck. Aufänglich wurden sie an die Pumpen beordert, aber dann erfolgte eine zweite, noch furchtbarere Explosion. Die Flammen hatten das Hauptpulvermagazin erreicht. Große Löcher wurden in die Seite und den Kiel des Schiffes gerissen. Der Kreuzer begann rasch zu sinken. Während die Boote flott gemacht wurden, entfiel eine dritte Explosion, worauf der Kapitän Sigbee den Befehl erteilte: „Setze dich, wer kann.“ Eine Explosion folgte jetzt der andern. Das elektrische Licht der „Maine“ war erloschen, wodurch das Rettungswerk, an dem sich Boote von spanischen Kriegsschiffen lebhaft beteiligten, sehr erschwert wurde. Ihren sofortigen Tod fanden bei der Katastrophe 253 Mann und 2 Offiziere, doch wurde die Menge der Opfer noch beträchtlich erhöht durch die Zahl derjenigen, die, aus den Fluten gerettet, später ihren schweren Verletzungen erlagen. Bei der feindseligen Stimmung, die zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten herrscht, tauchte zunächst die Vermutung auf, die „Maine“ sei von außen durch einen Sprengtorpedo zerstört worden, aber ein Beweis hierfür ließ sich nicht erbringen, und so muß man annehmen, daß die Katastrophe durch eine Unvorsichtigkeit an Bord herbeigeführt worden ist.



Der im Hafen von Havanna untergegangene nordameritanische Panzerkreuzer „Maine“.

1898 (Bd. 79).
 Jahrgang 52 Nummer 26 14.

Silberträfel.

Er war ein jugendlicher Dicht,
Der gerne lacht' das Wandern,
Was ihm, 2 trieb ihn immerzu.

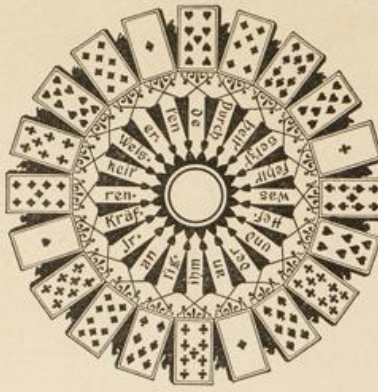
Worträfel.

Wenn eine Frucht voll Kronen zum Opfer brachte ihr Süßchen,
Wander erleichtert sich führt, sagt er, was übrig man nicht.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Nr. 24:

Des Diebesfangrätsels:
„Als der Sonnenhit von Solfer.“
„Auf dem Teich, dem regungstosen.“
„Sich ist einmal dich umtongen.“

Kartenträfel.



Litteratur.

Die Ermordung des Präsidenten Porrius von Guatemala, die
„Reichliche Anregung von Donburas durch arbeitsmännliche Schicksale,
die in aller Stelle aufgefahrt haben, was im Gebiete der einen

Grieder's Seidenstoffe

mit Garantielein sind die Sehen, im Tragen unverwundlich, weil höchste
Färbung, lebende Mischungen nur durch erhaltlich zu verleben Fabrik-

Extra großblumige, NERKEN für Garten und Zimmer
gefüllte und schöne C. GRONEMANN, Spezial-Helfenshöferei

Premier-
Fahrräder
sind aus
Helicalrohr
gebaut und an
Widerstandsfähigkeit und
leichtestem Lauf unerreicht.

The Premier Cycle Co. Ltd.
Doos bei Nürnberg. Eger (Böhmen).
Engros-Niederlage: Berlin O. 27.



KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.
Schwämmen
Gummiartien Guss,
liberale u. gelbe Bronchien und

Grust gemeint.

Ein Kaufmann, 25 Jahre alt, von ein-
großem Wohlstand, mit einem, gutmit-
tem Später, prächtig, einjährig, lieber

Technikum Neustadt i. Meckl.
f. Ingenieure, Techn., Werkm.,
Maschinenbau, Elektrotechnik,

Universal-Accordtreich-
und Schlagzither.
Beitrag im In- und Ausland!
Überdies überdies, 3-malig,

Rheinwein.
Friedrich Lederbach, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung treuer Kunden.

IN DEN APOTHEKEN
ENGELHARDS
Isländisch Moos-Pasta
gegen
MUSTEN u. HEISEKREIT
75 PFENNIGE.

Kinder werden kurzzeitig
u. schiefe durch unweckendes Arbeiten an
Tisch u. lesen Stühlen unpassender Höhe.

Schering's Formalin Desinfections Methode
Von wissenschaftlichen Autoritäten
geprüft und empfohlen.
Unentbehrlich
für jeden Haushalt.
Handhabung einfach und absolut gefahrlos.
Frisch-Erhaltung von Nahrungsmitteln durch
Aufstellung der Lampe in Speisekammern etc.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Das Geld. 9. Auflage, 2 Bde.
Doktor Pascal. 2. Auflage, 2 Bde.
Lourdes. 4. Auflage, 3 Bde.
Rom. 8. Auflage, 3 Bde.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam